XVII. Band 1931 Heft 3

IMAGO

Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Natur- und Geisteswissenschaften

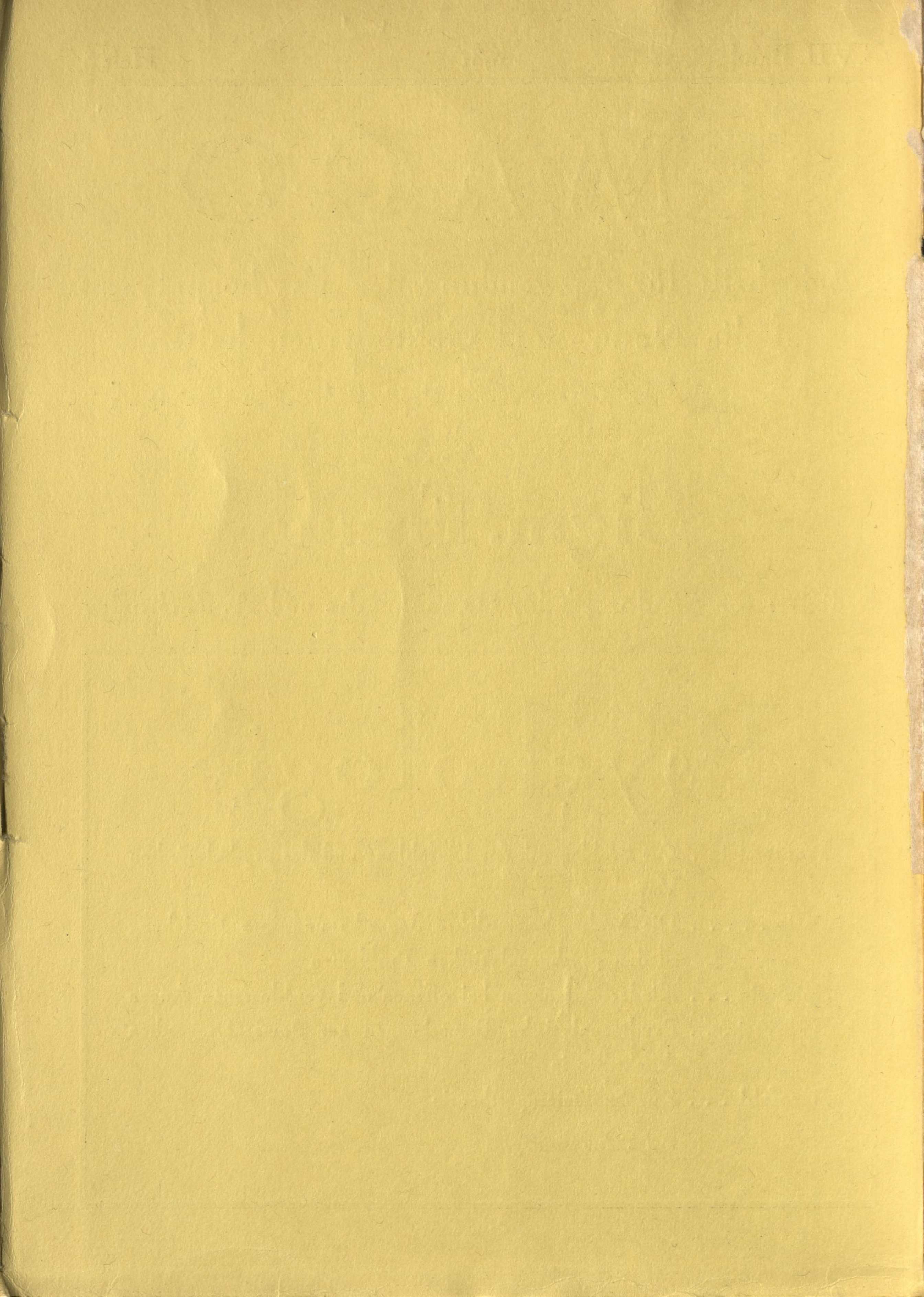
Offizielles Organ der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung

Herausgegeben von

Sigm. Freud

Redigiert von Sándor Radó, Hanns Sachs und A. J. Storfer

Psychologie



I M A G O

ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHOANALYSE
AUF DIE NATUR- UND GEISTESWISSENSCHAFTEN

XVII. Band, 1931 Sonderheft „Psychologie" Heft 3

Zur Problematik der Einfühlung und des psychologischen Verstehens

Von
Alfred Winterstein
Wien

I) Die Einfühlung

Einleitung

Der Begriff der Einfühlung taucht zuerst in den metaphysisch-ästhetischen Spekulationen der romantischen Schule auf. Theodor Lipps hat dann diesen Gedanken in seiner Bedeutung für unser Wissen um fremde Persönlichkeiten erfaßt und aus dem engen Bezirk der ästhetischen Fragestellung in das weite Feld der allgemeinen Psychologie verpflanzt. Verstand man unter Einfühlung ursprünglich nur die Beseelung des Untermenschlichen, so ist darunter heute zumeist ein bestimmter psychologischer Prozeß gemeint, durch den wir fremdes Seelisches so unmittelbar wie eigenes Erleben zu erfassen trachten. Auf Grund der Einfühlung verstehen wir das Seelenleben des andern; beide Begriffe hängen also aufs engste zusammen, ohne natürlich identisch zu sein. Trotzdem werden sie von manchen Autoren unterschiedslos gebraucht und andersartige Bezeichnungen, wie Vergegenwärtigen, Anschauen, Hineinversetzen, Nacherleben, ihnen gleichgesetzt. Es ist bemerkenswert, daß die doch so verwandten Probleme der Einfühlung und des Verstehens in der wissenschaftlichen Literatur fast völlig getrennt behandelt werden. Dilthey, Rickert, Jaspers und Spranger erwähnen kaum das Problem der Einfühlung, während wiederum Volkelt und Lipps dem Problem des Verstehens so gut wie gar nicht nahetreten.



Die Problemlage

Die verschiedenen Einfühlungstheorien, die hier nicht systematisch dargestellt werden sollen, behandelt übersichtlich M. Geiger in seinem auf dem IV. Kongreß für experimentelle Psychologie in Innsbruck (1910) gehaltenen Sammelreferat („Über das Wesen und die Bedeutung der Einfühlung"). Die Grundfragestellung, von der er ähnlich wie Lipps ausgeht, lautet: Wie weiß ich vom fremden Ich? Diese schließt, wie Geiger mit Recht auseinandersetzt, drei weitere Fragen in sich. Einmal die Frage der Gegebenheit, die eine deskriptiv-phänomenologische Beantwortung erheischt: Was ist in meinem Bewußtsein gegeben, wenn ich von fremden Persönlichkeiten weiß? (Erleben des Einfühlungsergebnisses.) Dann die Frage nach dem psychischen Mechanismus: Durch was für Vorgänge kommt in jedem einzelnen Falle das Bewußtsein zustande, daß sich in einem fremden Leib ein mir wesensgleiches Seelenleben befindet? (Einfühlung als Akt-Erlebnis nicht vorhanden.) Ferner die Entstehungsfrage (Ursprung der Einfühlung überhaupt): Wie hat sich im Verlaufe der individuellen Entwicklung die Funktion der Einfühlung und das Verstehen des fremden Ichs gebildet?

Schließlich ist auch auf ein weiteres Grundproblem, auf die Frage nach der methodischen Sicherheit der Einfühlung hinzuweisen.

Einfühlung als Erlebnis

Ich „sehe"[1] meine Mitmenschen von Affekten und Stimmungen bewegt, zürnen, sich schämen, traurig oder freudig sein usw. Was für ein Bewußtsein habe ich hievon, in welcher Daseinsweise ist mir dieses fremde Seelische gegeben? Ist es von mir erlebt, ist es bildhaft vorgestellt oder habe ich nur ein (unanschauliches) Wissen darum? Bekannt ist der Streit zwischen der Aktualitäts- und Vorstellungsansicht. Diese behauptet zunächst nur: Die fremde Trauer ist gegenständlich, ich bin nicht selbst traurig. Ist mir aber — so lautet dann erst eine weitere Fragestellung — diese Trauer als anschauliches Bild oder nur unanschaulich als Wissen oder Gedanke gegeben? Eine Anzahl Psychologen vertritt nun die Ansicht, daß es eine der anschaulichen Reproduktion von Wahrnehmungen entsprechende sekundäre Form des Gefühls gebe, gewissermaßen eine anschauliche Gefühlsvorstellung. Hier liegt aber, scheint mir, eine Verwechslung vor zwischen der Reproduktion

1) Es liegt hier natürlich keine so unmittelbare Wahrnehmung vor wie die der räumlichen Erscheinungen.

der das Gefühl begleitenden anschaulichen Elemente und der Reproduktion des Gefühles selbst. Ein mehr oder minder gleiches Gefühl kann, wenigstens in Ansätzen, wiederkehren, aber es ist ebenso aktuell und primär wie das ursprüngliche, wenn auch schwächer. Anders läßt sich wohl dem Ausdruck „Reproduktion" eines Gefühls, eines Affekts (Witasek bezeichnet diese Ichzuständlichkeit als „Zumutesein") kein Sinn abgewinnen. Doch handelt es sich möglicherweise im einzelnen Fall überhaupt nicht um ein wirkliches Gefühl, sondern nur um ein Denken an Gefühle, um ein gewußtes, nicht vorgestelltes Gefühl. Da ist der Gedanke, der das Gefühl zum Gegenstande hat, natürlich selbst kein Gefühl. Gehen wir von dem einfacheren Fall aus: der Erinnerung an selbsterlebte Gefühle. In der Erinnerung wird der vergangene Seelenzustand gemeint, als erlebter gewußt, das unanschauliche, jedoch bestimmte Erinnerungswissen („Bewußtheit" im Sinne von N. Ach) lebt als Intention. Es zielt nach dem Erleben zurück, aus dem es hervorgegangen ist; der mit jener immanenten Tendenz einsetzende Vergegenwärtigungsprozeß, der zunächst das anschauliche Milieu reproduziert, gelangt dann zum Abschluß, wenn man durch Erinnerung in einen ähnlichen Seelenzustand wie ehemals hineingerät. Dieser ist dann freilich aktuell.

Bei der Einfühlung in fremde Affekte liegt zunächst bloß ein gegenständliches (intentionales) Bewußtsein vom Zumutesein des anderen vor. Dieses Wissen kann, da ich die gemeinten Regungen der Qualität, wenn auch nicht der Intensität nach aus eigenem Erleben doch wohl kennen muß, um sie zu verstehen, durch Beziehung auf meine Erinnerung, die sowohl sinnliche als auch intentionale Elemente enthält, Ansätze zu aktuellen Gefühlen hervorrufen.[1] Je mehr die von der Bekanntseinsintention ausgehenden Versinnlichungsimpulse den eigenen Seelenzustand verändern, desto weniger Einfühlung in den anderen liegt vor. Also weder die Gefühlsaktualisierungen noch die sonstigen „anschaulichen Hilfen" (Ach) aus dem Bereiche der Körperlichkeit, der Mimik, Gestik und der Sprachlaute verleihen dem komplexen Einfühlungserlebnis seinen spezifischen Charakter, sondern das Denkerlebnis, das auf das Zuständliche der fremden Seele gerichtet ist. Dazu tritt in den meisten Fällen das Intellektionserlebnis der Beziehung zwischen der fremden Bewußtseinsbeschaffenheit und meiner

1) Bei dieser „anschaulichen" Vergegenwärtigung fremdseelischer Erlebnisse wird das Bewußtsein der Erlebensmöglichkeit zu einem (variabeln) Grade aktuellen Erlebens vertieft. Vgl. hiezu die Arbeit von H. Reichner. Volkelts „Gewißheit der Möglichkeit eines Gefühls" zielt auf den nämlichen Sachverhalt.

Erinnerung (Relationsbewußtsein). Diese Beziehung auf eigene frühere Erlebnisse muß jedoch nicht notwendig zum Wiedererleben führen. Jedenfalls aber entscheidet die Richtung auf das eigene Ich über den Gewißheitsgrad der Einfühlung. Habe ich nämlich niemals gleiche oder ähnliche Regungen und Stimmungen in mir verspürt, so bleibt es bei einem vagen Nur-Wissen. Ich vermag also nicht den Ausführungen Witaseks zu folgen, wenn er schreibt (S. 17, 18): „Ich kann mich sehr lebhaft einfühlen in die geldgierigen Geizhalsleiden und -freuden eines Shylock, obwohl ich selbst derartiger Regungen nicht im geringsten fähig bin; und die feigste Seele, die im Theater sitzt, nimmt teil an der Furchtlosigkeit Jung-Siegfrieds." Freilich unterschätzen die meisten Menschen ihren eigenen Reichtum an Affekten, da sie schlecht beobachten und gewisse seelische Tendenzen nicht wahrhaben wollen. Aber auch die geniale Einfühlungsfähigkeit findet ihre Grenze an vielen (nicht allen) pathologischen[1] Seelenzuständen des fremden Ichs.

Aus unseren Bemerkungen ergibt sich demnach, daß vom phänomenologischen Standpunkte der Ausdruck „Einfühlung" irreführend ist, soweit es sich um die menschlichen Ausdrucksphänomene (einschließlich aller sprachlichen Kundgebungen) handelt. Denn ein erlebtes eigenes Gefühl ist nicht primär gegeben, das in den anderen hineinverlegt, „eingefühlt" würde (P. Stern bezeichnet diesen Vorgang zutreffender als „Einfüllung"), wohl aber treten umgekehrt bisweilen eigene Gefühle auf als Reaktion auf die Erkenntnis der fremden Gemütsbewegung, auf die unanschauliche Bestimmtheit des Meinens um die Ähnlichkeit mit dem eigenen vergangenen Erleben. Mit Recht behauptet deshalb Geiger (S. 35), daß ein ganz konsequenter Vertreter der Vorstellungsansicht nicht gut von einem Einfühlungserlebnis reden könnte. „Wenn der fremde Zorn mir als etwas von mir Abgelöstes, Fremdes gegenübersteht,[2] anschaulich wie die Farbe, die ich sehe, dann gibt es keinen Sinn, noch von einem Erlebnis der Einfühlung zu reden."

Exkurs über ästhetische Einfühlung

Während nun im Falle des Verständnisses der fremden Ausdrucksbewegungen (praktische Einfühlung) die Vorstellungsansicht unter den Forschern überwiegt, stehen in der Frage, wie bei der ästhetischen Ein-

1) So an den uns als „verrückt" erscheinenden Äußerungen des schizophrenen Seelenlebens, während wir uns in Gemütskrankheiten, wie die Melancholie oder den paranoischen Wahn, wenigstens der Art nach einfühlen können.

2) Gegenstände erscheinen, werden aber nicht erlebt.

fühlung[1] das fremde Psychische gegeben sei, Vorstellungs- und Aktualitätsansicht einander noch schroff gegenüber. Für Lipps, einen energischen Vertreter der letztgenannten Ansicht, ist beispielsweise der Zorn des Moses des Michelangelo auch mein wirklich erlebter Zorn; mein betrachtendes Ich als Zuschauer der ersten Szenen des „Faust" erlebt alle inneren Vorgänge in der Person des Faust mit, ist der Faust (Einssein des fremden und des eigenen Ichs). Dagegen heißt es bei Witasek (S. 28): „Wer Canovas herrliches Grabmal der Erzherzogin Christine beschaut, der trauert in seinen ergreifenden Gestalten, ohne selbst traurig zu sein, wer Fausts Monolog anhört, braucht selbst nicht zu verzweifeln". Ich meine nun, daß unsere bisher erlangten Einsichten uns auch instand setzen, den richtigen Standpunkt Lipps und Witasek gegenüber einzunehmen. Wenn ich zunächst an meine eigene ästhetische Erfahrung appelliere, so muß ich, individuelle Unterschiede natürlich zugegeben, bekennen, daß ich etwa bei Betrachtung des Moses des Michelangelo keineswegs in dessen heiligem Zorn aufgehe. Ich erfasse zunächst gegenständlich den in der Marmorstatue dargestellten Zorn dieser gewaltigen Gestalt und reagiere darauf mit schwachen Angstgefühlen. Das rätselvoll Gebändigte in der Haltung des alttestamentarischen Gesetzgebers erweckt dann in mir den Wunsch nach einer befriedigenden Deutung, gibt also Veranlassung zu einem Denkakt. Glaube ich nun, auf Grund der Deutung eine Ähnlichkeit mit selbsterlebten Seelenzuständen und Situationen zu finden (Selbstliebe begünstigt solche schmeichelhaften Identifizierungen), so tritt dann möglicherweise die Intention auf Vergegenwärtigung der spezifischen Affektlage hinzu, die der Künstler in seiner Schöpfung zum Ausdruck gebracht hat. Dieser Wunsch nach „sympathischer" Einfühlung, diese Bewußtseinshaltung wird Phantasievorstellungen[2] zu Hilfe rufen, um früher erlebte Gefühle zu aktualisieren, doch wird das regelmäßig nur so weit gelingen, daß die Gefühlsansätze als sinnliches Stützmaterial für den gemeinten fremden Innenzustand dienen können. Die Entstehung von Gefühlsaktualitäten wird allerdings bei dem Moses des Michelangelo durch die starke Motorik[3] in der Ausdruckshaltung erleichtert; damit greife ich aber schon einem späteren Zusammenhange vor. Für mein

1) Eine gründliche Untersuchung der ästhetischen Einfühlung würde unseren Problemkreis überschreiten.

2) Die Überlegung, in Worte gekleidet, würde etwa so lauten: „Was würde ich empfinden, wenn ich an Stelle des Moses wäre?" Ich sehe innerlich nur mich, wenn auch vielleicht in der Erscheinung dem Moses ähnlich — was eine Angleichungshilfe bedeutet.

3) Vgl. hiezu auch meine Arbeit „Motorisches Erleben im schöpferischen Vorgang".

Erleben stellt sich der Sachverhalt also nicht so dar, wie Lipps will: daß ich innerlich in der fremden Gestalt bin und der fremde Zorn von mir in unmittelbarer voller Gegebenheit empfunden wird als mein eigener wirklicher Zorn, sondern ich nehme in mir intentionale Erlebnisse wahr, vollziehe verknüpfende Denkakte, versinnliche, verdeutliche diese dann durch Vermittlung von Gefühlsansätzen und erlebe ebenfalls noch schwache reaktive Gefühle.

Wenden wir uns nunmehr dem Beispiele Witaseks zu. Er meint, der Betrachter des Grabdenkmals traure in den dargestellten Figuren, ohne selbst traurig zu sein. Ein so konsequenter Vertreter der Vorstellungsansicht wie Witasek dürfte jedoch nicht den irreführenden Ausdruck gebrauchen: „Ich traure in den dargestellten Figuren", denn dies ist die Aktualitätsansicht (z. B. „Ich lebe in dem fremden Zorn"), die dann bloß im Nebensatz („ohne selbst traurig zu sein") verneint wird. Wenn ich das Grabmal beschaue, das der trauernde Gatte der geliebten Toten errichten ließ, so habe ich zunächst nur ein Wissen um die fremde Trauer, die durch die Grabfiguren ergreifend verkörpert ist. Vielleicht bin ich selber in einer ähnlichen Gemütsverfassung oder habe mehr oder weniger Gleiches schon erlebt. Dann werden sich gewisse Ansätze zu aktuellen Gefühlen der Trauer, die jedoch meine Trauer ist, bemerkbar machen, und diese Trauer wird mir ebenso wie etwa das anders nuancierte, auch weniger unlustvolle Gefühl der Wehmut als illustratives Stützmaterial dienen, um mich beim Anblick des Grabmals einer allgemeinen Betrachtung über Tod und Liebe hinzugeben. Indem ich mich so gedanklich über das Einzelschicksal erhebe, vermag ich erst die sinnliche Erscheinung des Kunstwerkes rein ästhetisch zu genießen.[1] Würde es sich aber um eine mir nahestehende Person handeln, die das Grabmal erbauen ließ, so würde ich als Reaktion auf mein Wissen um die fremde Trauer wahrscheinlich auch ein Trauern, Bedauern, Leiden über das Leid des andern empfinden. Hier sind aber mein Mitleid und sein Leid zwei phänomenologisch gänzlich verschiedene Tatsachen (ich sehe von meiner etwaigen Gefühlseinstellung zur verstorbenen Person völlig ab).

Eine Analyse des ästhetischen Erlebens dichterischer Gestalten führt zu ähnlichen Ergebnissen. Wer den Anfang des Faust auf der Bühne sieht, wird auf Grund der Darstellung und des gesprochenen Wortes Not, Angst und Verzweiflung, die Faust durchlebt, in annähernd ähnlicher

1) Demnach erblicken wir die Besonderheit des ästhetischen Genusses nicht in einer eigenartigen ästhetischen Einfühlung.

Qualität als Gefühlstendenzen in sich verspüren, und zwar werden wiederum die Ansätze zu Gefühlsaktualisierungen um so stärker sein, je mehr die Situation auf der Bühne an eigene Erlebnisse erinnert. Hier droht nun die Gefahr, daß die ästhetische Einstellung durch die eigene Zuständlichkeit beeinträchtigt wird. Aber diese flüchtig angeschlagenen Gefühlssaiten sind regelmäßig nur ein wirksames Mittel zur Verdeutlichung und Bereicherung unseres Wissens von der Persönlichkeit des Faust, die als eine solche Einheit gedacht wird; die an sich unlustvollen Affekte der Verzweiflung usw. weisen auf ein fremdes Ich hin, das im ganzen als groß, kraftvoll und um Höchstes bemüht vorgestellt wird, und so wird, wie Lipps (1, S. 478) mit Recht bemerkt, unser Gesamterlebnis trotzdem vermöge der inneren Bereicherung, Ausweitung unserer Ichschranke, Hinaushebung über uns selbst ästhetisch lustvoll sein.

Selbständigen phänomenologischen Charakter zeigt ein anderes von Lipps gebrauchtes Beispiel: unsere Einstellung beim Anblick der Bewegungen eines Akrobaten.[1] Wir ahmen seine innere Bewegung, sein Wollen nach (partielle Identifizierung auf Grund der gleichen motorischen Bereitschaft), empfinden die Tendenz der entsprechenden Selbstbetätigung als Tätigkeitsgefühl. Diese Tendenz befriedigt sich hier aber nicht in ihrer ungehemmten Verwirklichung, sondern wesentlich in der Betrachtung der Ausführung der Handlung durch einen anderen. Indem wir in der Wahrnehmung der fremden Bewegung aufgehn, entladen sich unsere inneren Bewegungsantriebe in rudimentären Innervationen,[2] die sich als kinästhetische Empfindungen kundgeben; daneben treten auch sonstige Organempfindungen auf. Diese Innervationen sind um so deutlicher wahrnehmbar, je weniger mühelos die von dem Akrobaten geleistete Arbeit vor sich geht, je mehr Schwierigkeiten dabei überwunden werden müssen. Wir erleben diese nämlich gleichzeitig auch als Hemmungen unserer eigenen Selbstbetätigung und sind versucht, durch eigene Anstrengung nachzuhelfen, d. h. es machen sich bei uns Ansätze zu zweckdienlichen Bewegungen, Anspannungen der Muskeln bemerkbar. Die an die kinästhetischen Empfindungen geknüpften Gefühle psychischer Aktivität, kraftvollen Strebens verstärken wiederum rückwirkend den primären Tätigkeitsimpuls und ermöglichen erst die volle Einfühlung, indem unser eigener Antrieb merkwürdigerweise durch das Sehen des Vollzuges der fremden Bewegung seinen immanenten, intendierten Ab-

1) Nicht „Verstehen“ durch Nachfühlen, sondern durch Nachstreben.

2) Auch die motorische Veranlagung dürfte bei der Ausleitung in motorische Bahnen eine Rolle spielen.

lauf findet. Gesetzt den Fall, die fremde Bewegung würde nicht den Eindruck erwecken, daß in ihr Arbeit, Überwindung von Hemmnissen liegt, so würde das Fehlen des entsprechenden „Spannungserlebnisses“[1] bei uns wohl auch ein richtiges Nachleben des fremden dynamischen Ablaufs ausschließen. Mit Recht wirft denn auch Geiger (S. 48) die Frage auf, ob in dem geschilderten Falle des innerlichen Mitgehens (da es sich hier um die unter normalen Verhältnissen leicht zu aktualisierende innere, auf die Ausführung einer Bewegung gerichtete Tätigkeit und nicht um ein an ganz bestimmte Voraussetzungen gebundenes Gefühlserleben handelt) der Streit um den Gegensatz zwischen wirklichem Erleben und Vorstellen eigentlich überhaupt am Platze ist.

Sinnliche Erscheinung als Ausdruck von Psychischem

Innerhalb des Problems der Gegebenheitsfrage (Einfühlung als Erlebnis) interessiert uns nicht nur die Feststellung, welche Daseinsweise das Fremdseelische für uns hat, sondern auch die Klarlegung des Verhältnisses, in dem die sinnliche Erscheinung, der fremde Leib zu dem in ihm zutage tretenden Psychischen steht. Volkelt hat als erster schon in einer seiner frühesten Schriften (1, S. 73) darauf hingewiesen, daß diese Beziehung nach ihrer Erlebnisseite nicht als eine gewöhnliche Assoziation aufgefaßt werden darf. Eine solche liegt beispielsweise vor, wenn ich Soldaten sehe und dadurch an Napoleon zu denken veranlaßt werde; hier stehen die Wahrnehmung der Soldaten und der Gedanke an den Kaiser nebeneinander. Eine Assoziation besteht jedoch nicht nur zwischen einer sinnlichen Wahrnehmung und der Vorstellung eines sinnlich Wahrnehmbaren, sie kann auch zwischen einer sinnlichen Wahrnehmung und der Vorstellung eines Psychischen vorhanden sein. Lipps (2), der sich später dem Standpunkte Volkelts angeschlossen hat, gebraucht folgendes Beispiel (2, S. 465 f.): Ich sehe etwa ein Ding und weiß, irgend jemand wünscht es zu besitzen oder hat sich darüber gefreut oder hat sich über dessen Dasein geärgert. Dann ist zweifellos für mich mit der Wahrnehmung des Dinges die Vorstellung dieses psychischen Tatbestandes assoziiert. Aber das Ding — und hier liegt der wesentliche Unterschied gegen die Beziehung zwischen Gebärde und Affekt — drückt nicht Wunsch, Freude, Ärger aus. Die Miene hingegen drückt Freude oder Stolz oder Zorn usw. aus, die Freude usw.

1) Erst die Identifizierung mit der Körperspannung (Besetzung mit narzißtischer Libido) schafft das Spannungserlebnis. Vgl. hiezu die instruktive Abhandlung von A. Flach.

liegt in der Miene, das Lachen wird als aus der Freude hervorgehend erlebt. Wir werden also hier nicht von einem Nebeneinander, sondern richtiger von einem Ineinander sprechen. Volkelt bezeichnet dieses Verhältnis als Einschmelzung[1] oder Eininnerlichung, Lipps als symbolische Relation, im besonderen als symbolische Einfühlungsrelation.[2] Worin besteht nun das Eigentümliche des Ausdrückens, das es von jeder bloßen Erfahrungsassoziation grundsätzlich unterscheidet? Wir stimmen mit Lipps überein, wenn er sagt: Das Ausdrücken ist ein Intendieren oder Meinen. Die Gebärde des Zornes etwa „meint" diesen Affekt oder „zielt" auf dessen Kundgabe „ab". Indem ich diese Gebärde sehe, erlebe ich in ihrer Wahrnehmung unmittelbar eine Tendenz zum Erleben oder zum Vollzug des Ausgedrückten. In dem Akte der Apperzeption des Wahrgenommenen liegt die Aufforderung an mich von seiten des Gegenstandes meiner Wahrnehmung, die in ihm eingeschlossene psychische Einstellung, also den fremden Zorn, adäquat zu erfassen. Die Intention auf das gleiche Zumutesein bedeutet jedoch noch nicht, wie Roffenstein (S. 43) mit Recht betont, deren Erfüllung und ebensowenig deren grundsätzliche Möglichkeit. Hierüber entscheidet erst die Beziehung zum eigenen Erleben, gelegentlich wohl auch die eigene Stimmungslage.

Einfühlung als Vorgang

Einleitend haben wir zwei Begriffe der Einfühlung unterschieden: Einfühlung als gegebenen Bewußtseinszustand, als Erlebnis, und zweitens als (unbewußte) Funktion, durch die ein Wissen von einem mir gleichen Seelenleben in einem fremden Körper zustande kommt. Denn psychische Zustände sind mir ursprünglich und in ihrem vollen Dasein nur aus eigener Erfahrung bekannt; folglich muß ein Vorgang stattfinden, durch den sie in den fremden Körper hineinverlegt, durch den Gefühle (die Einfühlungstheorie nahm ja ihren Ausgang von den ästhetischen Gefühlen) „eingefühlt" werden und den Eindruck erwecken, an einen fremden Körper, ein fremdes Ich gebunden zu sein. Hier drängt sich dann die weitere Frage auf: Wie kommt das Du zustande, wie gelange ich zur Annahme gleichartiger Iche in den fremden Körpern? Verschiedene Theorien versuchen, diesen Beseelungsprozeß zu erklären: die Assoziationstheorie, die Analogieschlußtheorie und die

1) Volkelt hat ursprünglich den weniger zutreffenden Ausdruck „Verschmelzung" gebraucht.

2) Die Einfühlung bezieht sich auf eine Einheit, die aus Ausdrucksbewegungen und Gemütszuständen gebildet ist, die Person als Ganzes wird nacherlebt.

eigentliche Einfühlungstheorie (Einfühlungstheorie i. e. S.); der weitere Begriff der Einfühlungstheorie hingegen schließt alle derartigen Erklärungen in sich ein, also auch jene, die sich auf eine besondere, eigenartige Funktion der Einfühlung beruft. Diese Anschauungen beantworten aber nur ganz allgemein die Frage, wie das Wissen von fremden Ichen entsteht, es gibt jedoch in diesem Zusammenhange noch ein drittes Problem: wie ist die Entsprechung zwischen bestimmten Ausdruckserscheinungen und bestimmten fremden Gefühlen zu erklären, so daß ich zum Beispiel unmittelbar das Stirnrunzeln als Ausdruck des Zornes, das Erröten als Zeichen der Scham, das Lachen als Zeichen der Heiterkeit verstehe?

Das Du-Erlebnis

Was nun vorerst die Frage nach der Entstehung des Du anlangt, so widerspricht die Entwicklungspsychologie des Kindes der Auffassung, als ob die Annahme von fremden Ichen durch Einfühlung des eigenen Ichs zustande käme, vielmehr setzt die Einfühlung bereits „eine ursprüngliche Du-Gewißheit“ (Volkelt 2, S. 117), den Glauben an das Dasein fremder leibumgebener Iche voraus. Dieser aber kann schon deswegen nicht Einfühlung genannt werden, da der Vorgang der Einfühlung ja die Übertragung der konkreten Erlebnisse des eigenen Bewußtseins auf andere meinem leiblichen Ich ähnliche, beseelte Wesen bedeutet. Eine solche formale Ich-Beschaffenheit[1] schreibt bekanntlich das kleine Kind so wie der primitive Mensch in weitem Umfange selbst Wesen zu, die nach unserer Auffassung keine Analogie mit seiner eigenen leiblichen Erscheinung aufweisen. Die Entstehung des Du-Erlebnisses beim Kinde kann also nicht durch Assoziation, Analogieschluß oder durch Einfühlung (auch sofern darunter im Sinne von Lipps Selbstobjektivation, unbewußte formale Ich-Projektion[2] verstanden wird) erklärt werden, sondern wir müssen das Du-Erlebnis als etwas Unmittelbares und Ursprüngliches betrachten. Eine instinktive Du-Gewißheit scheint sogar dem Ichbewußtsein des Kindes vorauszugehen, mögen auch verschwommene Ichgefühle bereits vorhanden sein. Insoferne besteht Nietzsches Formulierung zu Recht: „Das Du ist älter als das Ich.“ Ohne mich hier weiter in eine Untersuchung über die Entwicklung der Ich- und Du-Erfahrung im frühesten Kindesalter einzulassen, die den Rahmen

1) Diese allgemeine Gefühlsgewißheit geht natürlich nicht historisch der Einfühlung des Kindes in die konkreten Gefühlsregungen seiner Umgebung voraus.

2) Diese Annahme würde nur den Glauben stützen, daß mein Ich dort noch einmal vorliege, niemals aber, daß dieses Ich ein fremdes und anderes, ein „Du“ sei.

der vorliegenden Abhandlung überschreiten würde, möchte ich nur noch ganz allgemein bemerken, daß eine gegenseitige Abhängigkeitsbeziehung von Anfang an zu bestehen scheint.

Projektion oder Introjektion der Gefühle

Die erste der Teilfragen, der wir uns nunmehr wieder zuwenden wollen, lautete: Durch welchen Hergang gelangen wir zur Annahme, daß Gefühle, die wir bloß aus unserem eigenen Erleben kennen, von einem fremden Ich erlebt werden? Oder: wie kommen die Gefühle ins fremde Ich hinein? Es ist nun — falls wir einen Blick auf die individuelle Entwicklung werfen — beim kleinen Kinde gewiß nicht so, daß es sich zu dem Glauben an ein wesensgleiches Gefühlsleben in dem fremden Ich erst durch Denkoperationen (Analogieschluß) leiten läßt, vielmehr muß ein gewisses instinktives Verständnis für die Gefühlsäußerungen der Personen seiner Umgebung von Anfang an vorausgesetzt werden; dieses aber begreift in sich eine ganz ursprüngliche Objektivierung (Vergegenständlichung) der eigenen Gefühle, des eigenen Bewußtseinszustandes im Du. Das Wort „Projektion" weist auf einen Vorgang hin, den wir auf Grund des Ergebnisses bloß erschließen dürfen, ohne von ihm Bestimmtes zu wissen (wir verlegen ihn ins Unbewußte). Diese (unbewußt vollzogene) Beseelung der Umgebung reicht ja bekanntlich beim Kinde und Primitiven viel weiter als beim erwachsenen Kulturmenschen, dessen zunehmende Wirklichkeitserkenntnis die Grenze zwischen Beseeltem und Unbeseeltem fortwährend berichtigt.

Indem wir die Frage: wie kommen die Gefühle ins fremde Ich hinein? (Projektion) beiseiteschieben, gewinnen wir festeren Boden unter den Füßen, wenn wir das Problem umgekehrt formulieren: Wie kommen die fremden Gefühle in unser eigenes Ich hinein? (Introjektion). Die Antwort lautet: mittelbar und in der Regel durch die fremden Ausdrucksbewegungen (auch Ausdruckshaltungen, sprachlichen Äußerungen), unmittelbar durch einen primären Affektinduktionsprozeß.

Genese der Zuordnung von Ausdrucksbewegung und Gefühl

Mit der Zuordnung bestimmter Ausdruckserscheinungen zu bestimmten fremden Gefühlen sind wir bei der dritten der oben erwähnten Teilfragen angelangt und wollen hier zunächst einmal die Entwicklung des Verständnisses beim Kinde für die Mienen und Gebärden der umgebenden Personen betrachten. Die Eltern und Pflegepersonen verhalten sich gegen die Äußerungen des kleinen Kindes, gegen sein Strampeln, Schreien, Weinen

und Lachen nicht gleichgültig, sondern zeigen ganz bestimmte Gefühle, die für das Kind ursprünglich nur die Alternativbedeutung des Ihm-Gutseins oder Ihm-Böseseins haben. Den Einwand, woher das Kind denn überhaupt weiß, daß die fremden Gebärden etwas bedeuten, ein Seelisches ausdrücken, kann man wohl nur mit der Annahme eines vererbten, instinktiven Verständnisses fremder Ausdrucksbewegungen entkräften, das sich dann allerdings durch Erfahrung in steigendem Maße spezifiziert. Dieses vage Wissen von Fremdpsychischem auf Grund von Anzeichen dient bloß Zwecken praktischer Orientierung, insofern diese Reaktionen der Umgebung dem Kinde Lust oder Unlust (Liebkosungen, Nahrung oder Schläge, Entbehrungen) in Aussicht stellen. Die besondere Zuständlichkeit des fremden Bewußtseins, auf deren Vergegenwärtigung die Einfühlung gerichtet ist, interessiert das Kind zunächst noch nicht, es deutet aus Zeichen (Gebärden und sprachlichen Mitteilungen), seine Orientierung geht nur auf die Folgeerscheinungen, die etwa der Ärger der Mutter für es haben könnte.[1] Als Reaktion auf das Wissen von dem Bösesein der Mutter wird das Kind vielleicht Furchtgefühle empfinden, die jedoch keinerlei Ähnlichkeit mit dem ungenau erkannten fremden Affekt aufweisen (fühlendes und gegenständliches Bewußtsein); das Gefühl des andern wird hier nicht nachgebildet. Wenn das Kind dann späterhin die Tendenz verspürt, sein Verhalten zu wiederholen, wird die Erinnerung an die nachteiligen Folgen seiner Äußerungen (Liebesverlust) es hemmen. Das Kind wird beispielsweise seinen Wutaffekt unterdrücken, weil es ein unpräzises Bewußtsein der Einstellung seiner Umgebung zu seinem Ich gewonnen hat; es wird anfangen, sich selbst mit den Augen seiner Eltern oder Pflegepersonen zu betrachten. Das Ich spaltet sich in einen beobachtenden, kritischen Teil, der die Elterninstanz repräsentiert, sie gleichsam ins Ich introjiziert hat (Ichideal, Über-Ich), und in das ursprüngliche Ich. Solche Selbstbeobachtung ist, wie Th. Reik bemerkt hat, Ergebnis einer frühen Triebhemmung, hat aber anderseits auch Triebhemmungen[2] zur Folge. Die schärfere Wahrnehmung der eigenen Affekte und ihrer Ausdrucksbewegungen (Lachen, Weinen u. a.) erhöht späterhin natürlich auch das Verständnis für die fremden Zustandsgefühle. Zwischen Affekt, kinästhetischen und visuellen (eventuell auch

1) Die Untersuchungen von Charlotte Bühler bestätigen diese Auffassung.

2) Hier drängt sich allerdings auch die Frage auf, ob die introspektiven Wahrnehmungen des Psychologen den Erlebnissen des naiven Menschen durchaus gerecht werden. Die zu erkennenden Tatsachen werden ja zweifellos durch den erkennenden Psychologen beeinflußt.

akustischen) Empfindungen bilden sich sehr bald feste Assoziationen. Tritt dem Kinde dann das fremde Gesichtsbild, also z. B. eine freudige Miene oder eine Gebärde der Trauer, entgegen, so erkennt es mit zunehmender Sicherheit auch die weniger auffallenden Veränderungen des fremden Gemütszustandes.

Gegen die assoziative Verbindung zwischen optischem und kinästhetischem Bilde der Ausdrucksbewegungen, die ja für einzelne Fälle nicht bestritten wird (ich sehe z. B. meinen zornig erhobenen Arm und spüre gleichzeitig Muskelspannungen), wurde bei Erklärung der Einfühlung in fremde Gesichtszüge eingewendet, daß wir doch nicht die Ausdrucksbewegungen unseres Gesichtes während der Ausführung im Spiegel sähen, der Anblick der entsprechenden fremden Miene also nicht die damit verknüpften Bewegungsvorstellungen und Gefühlsdispositionen zu wecken vermöge. Die Assoziationstheoretiker haben das allmähliche Entstehen auch dieser Verbindung zu erklären versucht; die Auffassung der Elementenpsychologie wird aber durch die Erfahrung widerlegt, daß schon sehr frühzeitig ein instinktives Verständnis der fremden Mimik, überhaupt der fremden Ausdrucksphänomene (auch solcher, die keine Reaktion auf das Verhalten des Kindes darstellen) vorhanden ist. Roffenstein (S. 38 f.) hat hier mit Recht auf die Bedeutung des Zusammentreffens sprachlicher Äußerungen anderer mit den begleitenden Mienen und Gebärden hingewiesen, bemerkenswert erscheint mir auch die Ansicht E. Bechers (S. 120 und 288), daß der Wahrnehmung der eigenen Affektlaute, die man dann beim anderen als akustische Begleitung des fremden Gesichtsausdruckes wiedererkennt, für das Verständnis des fremden Affektes eine wichtige Rolle zukommt. Schon auf einer niedrigeren seelischen Entwicklungsstufe vermitteln wahrscheinlich auch vorbewußte Schlüsse, gewissermaßen „Kurzschlüsse“, die Herstellung der Zusammenhänge zwischen den Komponenten des eigenen und des gleichartigen fremden Erlebnisses.

Die Nachahmungstheorie

Wer dem kleinen Kinde noch keinerlei Denkerlebnisse zutraut, wird eine Erklärung bei der Nachahmungstheorie suchen müssen, wie sie vor allem durch Lipps und Groos vertreten wurde. Die gesehene Bewegung, das Mienenspiel soll auf Grund eines als Grundeigenschaft der menschlichen Natur angenommenen Nachahmungstriebes beim Kinde reflektorisch imitative Bewegungsansätze und Bewegungsempfindungen hervorrufen, die auf Grund ihrer Ähnlichkeit mit bereits früher erlebten Spannungs- und Bewegungsempfindungen auch die dazugehörigen Gefühlsregungen in Ansätzen repro-

duzieren oder, wenn sie ungewohnt sind, unmittelbar durch sich selbst eine angleichende Umformung unserer Gefühlsdispositionen bewirken; hingegen entsteht nach der Ansicht von Lipps zuerst die Tendenz zur Nachahmung des in der fremden Miene oder Gebärde liegenden Seelischen,[1] das sich dann in den entsprechenden Ausdrucksphänomenen versinnlicht. Wenn auch die letztere Hypothese noch einer Ergänzung bedarf, so glaube ich doch, daß der hier vorgezeichnete Weg mit den Tatsachen besser übereinstimmt als die Annahme, daß die in ihrer psychischen Bedeutung noch gar nicht erfaßte fremde Bewegung auf Grund eines instinktiv erfühlten Zusammenhanges bei dem Kinde die dazu gehörenden Bewegungseinstellungen anregen soll, die erst die Voraussetzung für den Vollzug der Bewegung und die Entstehung des eigenen Gefühls sowie gleichzeitig des Bewußtseins bilden, daß dieses Gefühl die Spiegelung des Erlebnisses eines fremden Menschen sei. Die Einleitung der zu einer Bewegung erforderlichen Muskelaktionen (auch solcher, die wir noch nicht schon einmal ausgeführt haben) geschieht von einer Hauptzielvorstellung oder Erfolgsvorstellung aus (Liepmann); jedoch läßt sich ohne psychisches, intentionales Moment schwer denken, wie der „Nachahmungstrieb" allein imstande sein sollte, zu jedem optischen Bild „instinktiv" gerade diejenigen Muskeln spielen zu lassen, die eine Nachahmung des Gesehenen bewirken.

Suggestion, Identifizierung, erkennende Einfühlung

Was hier dem Nachahmungstrieb zugemutet wird, ist nichts anderes als die Anerkennung der Tatsache, daß, an sich betrachtet, eine Tendenz besteht, wenn wir einen Affektzustand bei einem anderen wahrnehmen, in den gleichen Affekt zu verfallen. An sich betrachtet, d. h. wenn der erwähnten Tendenz keine Gegentendenzen im Wege stehen. Primäre Affektinduktion, Gefühlsansteckung sind andere Bezeichnungen für denselben Vorgang, den man auch auf Suggestion als Ursache zurückgeführt hat. Im Zustande psychischer Primitivität, bei Kindern, vielen Frauen, bei Wilden, dann aber auch innerhalb der Masse verwirklicht sich diese Erscheinung vorzugsweise, da die Hemmungen ausgeschaltet sind, die der Entstehung des Affektes in uns so oft entgegenwirken. Der Prozeß der Ansteckung scheint prinzipiell nicht an die Wahrnehmung von äußeren Anzeichen

1) Vgl. Scheler, S. 8: „Ahmen wir z. B. (unwillkürlich) eine Gebärde der Furcht oder der Freude nach, so wird die Nachahmung nie bloß durch das optische Bild dieser Gebärde ausgelöst; sondern immer erst dann, wenn wir sie bereits als Ausdruck der Furcht oder der Freude erfaßt haben."

(Ausdrucksbewegungen) gebunden zu sein; eine unmittelbare Übertragung von seelischen Inhalten mit Ausschluß der Sinneswege muß wohl in einzelnen Fällen angenommen werden (siehe auch die interessante Arbeit von H. Deutsch).

Als Bedingung, unter der eine solche affektive Beeinflussung zustandekommt, wurde in der wissenschaftlichen Literatur mit Vorliebe die Suggerierbarkeit genannt. Erst Freud hat in seiner Abhandlung über „Massenpsychologie und Ich-Analyse" den vielfach schillernden Begriff der Suggestion, unter dem man sich nachgerade alles oder auch nichts vorstellte, durch den seiner Libidolehre entnommenen Begriff der Identifizierung ersetzt; die Suggestibilität, die Bereitschaft zur Nachahmung stellt sich nach seiner Auffassung durch diesen im Unbewußten ablaufenden, noch wenig erforschten Vorgang her, der als ursprünglichste Form der Gefühlsbindung an eine andere Person (Übergang von der Selbstliebe zur Objektliebe) erscheint. Das eigene Ich nimmt gewisse Eigenschaften des fremden Ichs an, erlebt das Objekt in sich selbst, und zwar in jenen Anteilen des eigenen Ichs, an denen der Identifizierungsvorgang zustande gekommen ist. Eine Identifizierung erfolgt auf Grund unbewußter Wahrnehmung einer Gemeinsamkeit mit einer anderen Person, zum Beispiel der gleichen Gefühlsbereitschaft, des sich in die nämliche Lage Versetzenwollens und -könnens. Die Nachahmung des fremden Affektes, mein aktuelles Gefühl entsteht dann erst aus der Identifizierung. Der Mechanismus der erkennenden Einfühlung baut sich auf diesen Vorgängen auf, wenn er auch reaktiven Charakter hat, die vollzogene Identifizierung wieder aufhebt. Die Ansteckung durch fremde Gefühlszustände ist nämlich gerade das Gegenteil der Einfühlung als eines intentionalen Aktes. Für die psychische Infektion in reiner Ausprägung ist es ja charakteristisch, daß der Betreffende die durch Identifizierung übernommenen Erlebnisse für seine ursprünglich eigenen hält, sich der Gefühlsübertragung gar nicht bewußt wird. Eine derartige Identifizierung z. B. mit dem Leide des anderen darf nicht, wie zuerst M. Scheler in seiner feinsinnigen Analyse des Mitgefühls aufgezeigt hat, mit dem echten Mitleid verwechselt werden, das ein Wissen um das fremde Leid und erst als Reaktion auf dieses Wissen ein Trauern über das Leid des anderen in sich schließt. Wenn in einer Gesellschaft alter Frauen die eine ihr Leid klagt und die anderen sich dann in immer heftigere Tränenergüsse hineinsteigern, so hat dieses Verhalten nach Scheler mit wirklichem Mitleide gar nichts zu tun.

Einige spekulative Bemerkungen

Da die Nachahmung den psychischen Mechanismus der Identifizierung zur Voraussetzung hat, andrerseits die Gefühlsansteckung nicht notwendig fremder Ausdrucksbewegungen zu bedürfen scheint, so glaube ich also nicht, daß das Mitmachen der Ausdrucksbewegungen das Primäre ist, das erst sekundär die zugehörigen Affekte erzeugt, sondern stelle mir, des spekulativen Charakters meiner Bemerkungen wohl bewußt, die Aufeinanderfolge etwa so vor: Das Es (nach Freud und Groddeck die Fortsetzung des Ichs ins Unbewußte) nimmt auf irgendeine Weise (es scheint auch Reize zu geben, die keine Sinnesempfindungen hervorrufen) die fremde Zuständlichkeit wahr und identifiziert sich mit ihr auf Grund gleicher emotioneller Bereitschaft oder gleicher Triebhaltungen, d. h. es entsteht die Tendenz zur Verwirklichung der entsprechenden inneren Zuständlichkeit. Es werden also die gleichen affektiven Regungen wie im außerhalb befindlichen Psychischen mobilisiert, verwandte Gefühlsdispositionen belebt und als innere Wahrnehmung dem Ich dadurch bewußt, daß sie sich in die ihnen immanenten Bewegungsantriebe (Ausdruckstendenzen der Spannung und Entspannung [Flach]) umsetzen. Vermöge des Spontaneitätscharakters aller motorischen Empfindungen versehen diese Bewegungsintentionen den endopsychisch wahrgenommenen Inhalt mit der Marke des Icherlebnisses. Weil an ihnen die Bewußtseinsqualität der Gefühle haftet[1] (wir sprechen bezeichnenderweise von Gemütsbewegung, fühlen uns „hingerissen", „beklommen", „gespannt", „erhoben" u. ä.) und sie umgekehrt auch wieder gefühlssteigernd[2] wirken, konnte der Eindruck entstehen, daß die Nachahmung primär Nachahmung der fremden Gebärde ist, die dann die entsprechende Affektlage reproduziert.

1) Eine starke Unterdrückung des Ausdruckes einer Gemütsbewegung hat nach Scheler (S. 133) immer auch die Tendenz, sie gleichzeitig aus der inneren Wahrnehmung zu verdrängen. Nach Freud (2) tritt als Folge der Verdrängung einer Triebregung nicht nur die Abhaltung vom Bewußtsein, sondern auch von der Affektentwicklung und von der Motivierung der Muskeltätigkeit ein. Die Affektivität äußert sich hauptsächlich in motorischer (sekretorischer, gefäßregulierender) Abfuhr zur (inneren) Veränderung des eigenen Körpers ohne Beziehung zur Außenwelt, die Motilität in Aktionen, die zur Veränderung der Außenwelt bestimmt sind.

2) Etwa durch absichtliche Übertreibung der Ausdrucksbewegungen, die durch den Anblick der fremden Affektzeichen angeregt wurde, nachdem ich schon suggestiv, d. h. durch Identifizierung, in die gleiche innere Verfassung hineingerissen wurde.

Ichspaltung, Ichideal, Aktivität

Das Wissen von dem gegenständlichen Charakter des fremden Gemütszustandes, die erkennende Einfühlung scheint nun an die Voraussetzung gebunden zu sein, daß bereits eine Ichspaltung, eine Sonderung von Ich und Ichideal eingetreten ist; ihr zeitweiliges Zusammenfallen innerhalb der Masse läßt deshalb beim einzelnen Erwachsenen dem primären Affektinduktionsprozeß wieder freien Lauf.

Das Ichideal übt verschiedene Funktionen aus, von denen ich hier nur die Selbstbeobachtung[1] erwähne. Erst durch sie, dadurch nämlich, daß das Ich zum Ichideal gleichsam in das (historisch vorangehende) Verhältnis des Nicht-Ich, des Du tritt, erfolgt eine erlebnismäßige Objektivierung, eine Vergegenständlichung der inneren Zuständlichkeit, jene „theoretische Wendung" (Freyer), die einer jeden Gedankenarbeit vorausgehen muß. Auch bei der (erkennenden) Einfühlung, die in wechselndem Ausmaß einen intuitiven und einen intellektuellen Anteil aufweist, besteht die Aufgabe des (vorwiegend männlichen) Über-Ichs darin, die unbewußte affektive Identifizierung zwischen Subjekt und Objekt aus narzißtischen Motiven wieder rückgängig zu machen, abzuwehren und das introjizierte Erlebnis über die Ichgrenze hinauszuprojizieren, so daß die innere Wahrnehmung als äußere erkannt wird. Die intuitive Einfühlung, die Fähigkeit, das Fremd-Ich durch Identifizierung in sich selbst zu erleben, scheint durch starken Narzißmus, Passivität und ein schwaches oder mütterliches Über-Ich bedingt (Frauen, Künstler), während die wesentlich in der Denksphäre bleibende Einfühlung etwa des Historikers und Schriftstellers durch ein Aktivitätsmoment, ein Sichhinein- und -herausversetzenkönnen ausgezeichnet ist, das im (väterlichen) Über-Ich gründet. Der Analytiker nimmt bei der psychoanalytischen Arbeit eine Mittelstellung ein, indem er sich zunächst nach dem Ratschlage Freuds möglichst passiv der analytischen Einfühlung in den Patienten überläßt, um dann den durch unbewußte Identifizierung aufgenommenen Inhalt einer zielhaften gedanklichen Bearbeitung zu unterwerfen (vgl. hiezu die früher erwähnte Arbeit von H. Deutsch). Das reaktive Verhalten auf die primäre Identifizierung (Identifizierungsneigung) hat L. Jekels bei dem Phänomen des Mitleids, das Parallelen zu dem allgemeinen Problem des Verstehens enthält, zutreffend nachgewiesen. So wie schon Scheler die

1) Außerdem moralisches Gewissen, Traumzensur und Aufstellung von Kriterien für die Verdrängung. Lipps' „betrachtendes Ich", das bei der ästhetischen Einstellung eine Rolle spielt, dürfte mit dem Über-Ich der Psychoanalyse zusammenfallen.

Gefühlsansteckung scharf von dem echten Mitleid getrennt hat, unterscheidet auch Jekels ein weibliches Mitleid, das nichts als eine Identifizierung darstellt, von dem echten, männlichen, das gleichsam als Ersatz für die aufgehobene Identifizierung auftritt (Nietzsche: „Zunächst Nachbilden eines fremden Schmerzes. Darauf muß eine Reaktion erfolgen . . . gewaltsam sich aus dem Sinne schlagen, davonlaufen."). Jekels hebt übrigens auch den Tätigkeitsdrang des wahren Mitleids hervor, der mit der aktiven Funktion des Ich-Ideals in Zusammenhang stehen dürfte. Es ist jedenfalls bemerkenswert, daß verschiedene pathologische Zustände einen ausgesprochenen Mangel an Einfühlungsfähigkeit[1] zeigen und gleichzeitig auch einen Ausfall jenes allgemeinen Aktivitätsgefühls, das normalerweise unsere Gedanken und Regungen begleitet. Das aktive psychische Moment des Sichhineinversetzenkönnens, Vergegenwärtigens bei der Einfühlung ist also wohl nur eine besondere Erscheinungsweise des eben erwähnten Aktivitätsbewußtseins.

Der Ursprung des Aktivitätsgefühls

Dieses Tätigkeitsgefühl ist triebhaften Ursprungs und wird auch als sexuelle Triebkraft[2] empfunden; denn den Trieben haftet ja primär die Eigenschaft des spontanen Gerichtetseins, Objektbezogenseins (I. Hermann) an. Mit dem Unbewußten, mit dem „Es" steht aber das Über-Ich, die zum Teil unbewußte leitende Instanz unseres höheren geistigen Lebens,[3] in enger Verbindung,[4] und so wird auch der intentionale Charakter der Denkvorgänge im allgemeinen und des „Sichhineinversetzens" im besonderen seine Energie aus derselben Triebquelle beziehen. Das gegenstandsgerichtete Denken enthält nämlich immer auch, wenngleich bisweilen nur andeutungsweise, motorische Impulse, die die Verhältniswahrnehmung versinnlichen; diesen fällt dann wahrscheinlich die Aufgabe zu, zwischen dem Denksystem und den unbewußten Triebregungen zu vermitteln. In einer früheren Arbeit („Motorisches Erleben im schöpferischen Vorgang") habe ich bereits auf den Zusammenhang zwischen Denken, Motorik und Destruktionstrieb (als

1) Gewisse Schizophrene identifizieren sich dafür mit Gegenständen der Außenwelt.

2) Es ist bezeichnend, daß der Ausfall dieses Gefühls unbewußt als Kastration gewertet wird und die Umwelt sinnlos erscheinen läßt.

3) Auch ein Nichtpsychoanalytiker wie E. Kretschmer (S. 31) schreibt: „Für unsere auf Fragen der biologischen Psychologie bewußt sich beschränkende Untersuchung wird gerade der umgekehrte Weg nötig sein: ein möglichst nahes Zusammensehen von Triebhaftigkeit und Geistigkeit. Wenn man wahr und richtig sehen will, kann man keinen anderen Weg gehen."

4) Andrerseits vertritt es dem Ich gegenüber die Forderungen der Außenwelt.

dessen Repräsentanten Freud den Sadismus betrachtet) hingewiesen, ferner auf die Beziehung zwischen Motilität und Sinnerfassung (rationalem Eindenken).

Motilität und Sinnerfassung

So spielt sich bei dem Versuch, einen sprachlich formulierten Denkinhalt zu verstehen, der Hergang etwa folgendermaßen ab (es handelt sich tatsächlich um äußerst komplexe psychophysische Sachverhalte): Das anfangs noch „sphärische“[1] (vorbewußte) Erlebnis des Satzsinnes ruft in uns eine bestimmte seelische „Haltung“ hervor, die, wie schon diese sprachliche Bezeichnung verrät, motorische Ansätze enthält. Bei stärkerer Variation unserer Haltung ändert sich auch der zunächst nur intendierte, als Zielstrebigkeit erlebte Sinn des Satzes. Diese versuchsweise Abänderung erfolgt so lange, bis eine gewisse psychische Attitüde die vorgestellten Einzelinhalte des Satzes plötzlich als gegliederte Ganzheit bewußt macht, die als ein funktioneller Zusammenhang gedacht wird, aus dem sich ein Vorgang machen oder in dem sich ein Verhalten erkennen läßt.[2] Hier erscheint unsere psychische Haltung, unsere motorische Einstellung determiniert durch den latenten Sinn[3] des Satzes, der uns erst durch die richtige Übersetzung in unsere innere Bewegungssprache bewußt wird. (Auch den Gefühlen kommt die Bewußtseinsqualität erst durch das adäquate motorische Erlebnis zu. Siehe S. 320.)

Einfühlung im engeren Sinne

Verschieden von dem Sinn- oder Bedeutungsverstehen, das auch Begreifen genannt wird, ist jedoch das psychologische Verstehen, und zwar meinen wir hier, wo es sich um die Untersuchung der Einfühlung als des Verstehens fremder Ausdrucksbewegungen handelt, nur das Fremdverstehen (nicht auch das Selbstverstehen). Die eigentliche Einfühlung geht über die bloße Deutung eines bestimmten fremden Erlebens aus Affektzeichen hinaus, indem sie die Intention auf Vergegenwärtigung

1) A. Messer spricht von „Sphärenbewußtsein“. In diesem seelischen Zustand ist das Gemeinte noch „vorbewußt“.

2) Dies ist allerdings mehr oder weniger subjektiv. Was für den einen sinnlos ist, kann ja für den anderen sinnvoll sein oder auch für den einen später sinnvoll werden.

3) Etwas Ähnliches scheint auch P. Hofmann (S. 17) zu meinen: „. . . im Verstehen haben wir den Sinn als das Bewußtsein einer ‚Einstellung‘ oder — wie man es im emotionalen Sinnerleben genannt hat — einer ‚determinierenden Tendenz‘ unseres Erlebens.“ Nach seiner Auffassung ist dieses irrationale, einstellungsmäßige Verstehen die geeignete Vorstufe und die unerläßliche Vorbedingung zu dem Explizieren eines Sinnes in Begriffen.

des Zumuteseins des andern mit einschließt. Diese hat nur dann Aussicht auf Verwirklichung, wenn ich ein ähnliches Gefühl, eine ähnliche Stimmung bereits aktuell erlebt habe („fundierendes" Erlebnis im Sinne von W. Baade). Ein denkendes Inbeziehungsetzen und ein aktives Erinnerungswissen, das nach dem früheren Seelenaugenblick zurückzielt, genügen aber noch nicht, damit sich die erlebte Affektlage erneuert, besser, damit sich eine mehr oder minder gleiche in Ansätzen einstellt. Es müssen neue Vergegenwärtigungsakte hinzukommen, indirekte Hilfen gleichsam, so die Reproduktion der Voraussetzung oder des begleitenden Zubehörs meines seinerzeitigen Gefühlserlebnisses oder das phantasiemäßige Anschaulichmachen der Situation, in die das fremde zu vergegenwärtigende Gefühl hineingehört. Alle diese Akte sind kausal bedingt durch die Absicht, sich in die dem gewußten fremden Gefühl gleich oder ähnlich erachtete ehemalige eigene Zuständlichkeit[1] zu „versetzen" oder zu „versenken",[2] und so schaffen die der Intention innewohnenden Versinnlichungstendenzen kinästhetischer Natur schließlich jene spezifische seelische Verhaltensweise, die die Aktualisierung des gemeinten eigenen Gemütszustandes, der allerdings nur eine hindeutende Funktion besitzt, grundsätzlich ermöglicht. Dabei findet ein Phantasieprozeß der Angleichung statt, falls z. B. mein selbsterlebter Affekt von mir für schwächer erachtet wird als der einfühlend zu vergegenwärtigende fremde. Die eigene anklingende Gefühlstendenz wird gleichsam ideell verstärkt, in Gedanken bis zu einer gewissen Höhe fortgesetzt. Als sinnlicher Stützpunkt zum Ziehen der ideellen Linie bis zur Höhe des gemeinten fremden Affektes dient hier eben das eigene Gefühlserlebnis. Aber das in bestimmter Beschaffenheit angenommene Gefühl des anderen in seiner Vergegenständlichung hat selber nicht Aktualitätscharakter.

Geltung der Einfühlung

Zum Schlusse noch ein Wort über den Erkenntniswert, die logische Dignität der Einfühlung. Dieses Problem ist in der Einfühlungsliteratur überhaupt kaum gesehen worden, bis Roffenstein es in seiner scharfsinnigen Untersuchung klar herausgestellt hat. Ich verweise für alles Nähere

---

1) Die Wechselwirkung des Selbst- und Fremdverstehens hat Schiller in den bekannten Versen ausgedrückt:

„Willst du dich selber verstehen, so sieh, wie die andern es treiben;
Willst du die andern verstehn, blick in dein eigenes Herz."

2) Konzentrierung der psychischen Vorgänge in einer bestimmten Richtung mit Abblendung der Aufmerksamkeit für Nebenhergehendes.

auf ihn (S. 55 f.). Die von noch so deutlichen Evidenzgefühlen begleitete Vergegenwärtigung der fremden Innerlichkeit enthält an sich kein objektives Geltungskriterium; vermag ja gerade das Bewußtsein der (tatsächlich nicht gegebenen) Identität das richtige Wissen zu verhindern. Die Rechtfertigung für die Erkenntnisgültigkeit der Einfühlung liegt auch hier vor allem in Denkoperationen, in den logischen Methoden des Analogieschlusses, der Deduktion und namentlich der Induktion. Als weitere wichtige Kontrolle für die Objektivität unseres Hineinversetzens ist die Ausforschung derjenigen Person zu betrachten, in deren psychische Erlebnisse wir uns eingefühlt haben. Sie hat freilich beim anderen zur Voraussetzung Fähigkeit zur Selbstbeschau, sprachliche Begabung und Abwesenheit von Gefühlsmotiven, die die Introspektion beeinträchtigen könnten.

II) Das psychologische Verstehen

Verstehen und Nacherleben

Das psychologische Verstehen im eigentlichen Sinn[1] unterscheidet sich von der Einfühlung zunächst dadurch, daß damit ein Akt gemeint ist, der auf die Erfassung eines seelischen Zusammenhanges hinzielt (Verstehen eines seelischen Verhaltens aus einem Motiv, z. B. verstehe ich, daß der Betrogene mißtrauisch wird oder daß der Angegriffene zornig reagiert), während die Einfühlung auf das Sich-zur-Gegebenheit-Bringen eines seelischen Zustandes, einer seelischen Qualität mit dem Ziele der Sicherung dieser Qualität wie einer solchen des eigenen Erlebens (Kronfeld) gerichtet ist. Außerdem bezieht sich das Verstehen sowohl auf Fremd- als auch auf Eigenpsychisches, ja die Intention auf den eigenen Erlebniszusammenhang ist sogar das Primäre, die Einfühlung hingegen gilt bloß dem fremden Seelenleben. Was wir Verstehen schlechthin heißen, nennt Jaspers genetisches Verstehen (es handelt sich tatsächlich um ein Verstehen der Genese, nicht um ein Verstehen als genetischen Prozeß) und das, was wir als Einfühlung bezeichnet haben, statisches Fremdverstehen, neben dem es noch ein statisches Selbstverstehen (Phänomenologie) gibt. Die beiden Einteilungen decken sich also nicht. Binswanger erkennt die Trennung zwischen dem Verstehen des psychologischen Zusammenhanges und dem Verstehen einzelner seelischer Daten nicht an; der Zusammen-

1) Wir nehmen hier eine gewollte Beschränkung vor gegenüber dem bisher beobachteten laxen Sprachgebrauch, der auch die Einfühlung als Verstehen bezeichnet.

hang sei das erlebnismäßig Ursprüngliche, die Isolierung erfolge viel später und bedürfe einer besonderen Anstrengung. Dort, wo wir wirklich ganz und gar im statischen Verstehen aufgingen, gehe uns der Zusammenhang mit auf. Wenn wir den irreführenden Ausdruck „statisches Verstehen" vermeiden und statt dessen „Intention auf Verwirklichung des eigenen oder fremden Zumuteseins" (Einfühlung i. e. S.) sagen, werden wir zwischen diesem Akt, wo wir uns ein einzelnes Erlebnis zur (nach)erlebenden Gegebenheit bringen, und dem kognitiven Akt des Verstehens, in dem uns ein Erlebnis in seinem „sinnvollen Hervorgehen" gegeben ist (z. B. das Ressentiment eines Menschen infolge einer erlittenen Zurücksetzung) wohl einen Unterschied feststellen müssen. Zwar erfassen wir in Binswangers Fall sicherlich die seelischen Voraussetzungen[1] des Gemütszustandes mit, den wir uns zur vollen Gegebenheit bringen (denn nur im abstrakten Denken heben wir aus dem „Erlebnisstrom" [W. James] eine einzelne Welle heraus, während hier ein unmittelbares Innewerden von Seelischem in Frage kommt), aber unsere Intention zielt hier nicht auf den Akt des psychologischen Verstehens, sondern auf Vergegenwärtigung eines Seelenaugenblicks. Viel Unklarheit rührt eben daher, daß die meisten Autoren, die sich mit dem Problem des Verstehens beschäftigen, das motivationsmäßige Verstehen von Erlebnissen mit der inneren Wahrnehmung oder dem Nacherleben von Motivationszusammenhängen identifizieren, obwohl es sich um zwei verschiedene Erfassensakte handelt. Zudem beschränken sich diese Forscher auf die Erfassung des fremden Seelenverlaufes. So spricht Rickert von einem Nacherleben individuellen psychischen Sinns, Dilthey und Jaspers[2] von einfühlendem oder nacherlebendem Verstehen, Scheler (in offenbarer Gleichsetzung) von dem intentionalen Akt des Verstehens, des Nachfühlens, des Nachlebens, Spranger schließlich bezeichnet das Verstehen als das nachlebende Auffassen von Sinnzusammenhängen.[3] Es ist das Verdienst Heinz Graumanns, in seiner Abhandlung über das Verstehen („Versuch einer historisch-kritischen Einleitung in die Phänomenologie des Verstehens") den spezifischen, selbständigen Charakter dieses

1) Die vielleicht auch als Hilfe für die Vergegenwärtigung reproduziert wurden.

2) Bei Jaspers ist Verstehen = Miterleben = Einfühlen = Hineinversetzen = (inneres) Anschauen.

3) An einer anderen Stelle (2) sagt zwar Spranger: „Verstehen ist nicht gleichbedeutend mit einem getreu abbildenden Nacherleben des subjektiven Seins, Erlebens und Verhaltens einer Einzelseele." — Auch Roffenstein und H. Hartmann unterscheiden nicht zwischen Verstehen und Nacherleben. Für jenen ist das (psychologische) Verstehen nicht bloß Nacherleben, sondern schon Erleben schlechthin.

Aktes, wie er in unmittelbarer Reflexion auf unser Bewußtsein zur Gegebenheit kommt, scharf herausgearbeitet zu haben. Seiner Auffassung ist dann Binswanger in seiner Studie über „Erfahren, Verstehen, Deuten in der Psychoanalyse" gefolgt.

Es ist einmal notwendig, sich klarzumachen, daß, wer Erlebnisse einer anderen Person in ihrem Hervorgehen auseinander, selbst zu wiederholten Malen, miterlebt hat, demnach sogar sehr viel Erfahrungsstoff über diese Person angehäuft hat, trotzdem grundsätzlich deren seelische Verhaltensweisen nicht auch verstanden[1] haben muß. Auch dort, wo uns eigene Erlebnisse zur Gegebenheit kommen, ist das Selbstverstehen in diesem Akte nicht eingeschlossen. Das Verstehen ist also kein Akt psychologischer Erfahrung (wie etwa der erfassende Nachvollzug), sondern bedeutet das „Innewerden von Sinn im Erleben" (Hofmann); es läßt uns das Erfahrungsmaterial „in einem besonderen Licht erscheinen, hebt es in eine besondere Sphäre, nämlich in die geistige Sphäre der psychologischen Verständlichkeit" (Binswanger, 2). Zur Erfassung der Verständlichkeitsqualität bedarf es der Objektivierung des zu verstehenden Erlebnisses. Das Verstehen setzt aber andrerseits nicht notwendig ein Erlebniserfassen voraus, man kann auch auf Grund eines bloßen Wissens (z. B. eines Sich-Besinnens auf Regeln) verstehen, ebenso wie man ein angenommenes Verhalten, eine Als-Ob-Einstellung[2] oder ein Verhalten, das jemand beobachten könnte (Verstehen ist ja Innewerden von „Erlebensmöglichkeiten"), zum Gegenstande des Verstehens machen kann. Der (apriorische) Verstehensakt sagt sonach wesensmäßig nichts über Wirklichkeit oder Unwirklichkeit seines Objektes aus. Auch Irrtümer und Fehlschlüsse können wir (psychologisch) verstehen, vorausgesetzt daß wir ein entsprechendes Wissen um das Motiv besitzen, aus dem sich diese sinnvoll ergeben. Das Verstehen ist in seiner intentionalen Eigenart unabhängig von den es fundierenden Akten. Noch einmal: wir erleben unmittelbar den Übergang im Psychischen, das Hervorgehen des einen seelischen Ereignisses aus dem anderen, in der Motivation das Bestimmtwerden durch ein Motiv und in der Motivierung das Aus-sich-

1) Das verstehende Innewerden von Sinn ist grundsätzlich etwas ganz anderes als das erfahrungsmäßige Erkennenlernen irgendwelcher Gegenstände (P. Hofmann).

2) Hierher gehören auch die nach Analogie des bewußten Willensvorganges und der Folge von Triebimpuls und Triebhandlung angenommenen unbewußten Zusammenhänge der Psychoanalyse, die freilich nur ein uneigentliches, analogisch-deutendes Sinnverstehen ermöglichen. Je triebhafter übrigens ein psychischer Zusammenhang ist oder angenommen wird, desto mehr entfernt er sich vom echten Verstehen; als relativ-objektive Geschehensfolge ist er nur kausal zu erklären.

Hervorgehenlassen, die innere psychische Nötigung, die Übergangstendenz, während wir im (theoretischen) Verstehensakt das Sich-aus-einem-Motiv-Ergeben einsichtig, sinnhaft erfassen. Die ideelle Sinnbezogenheit eines Erlebnisses auf sein Motiv, die Angemessenheit der intentionalen Gehalte der von einem Subjekt vollzogenen Erlebnisse zueinander ist also streng zu scheiden von dem realen Zusammenhang dieser seelischen Erlebnisse. Trotzdem darf der Ausdruck „ideeller Sinnzusammenhang" nicht dahin gedeutet werden, als ob es sich um etwas Ähnliches wie die von Jaspers statuierten „idealtypischen Zusammenhänge" handelte, die, losgelöst von aller realpsychischen, individuellen Erfahrung, ein apriorisch-evidentes Dasein führen sollen.[1] Denn es gibt ja in weitem Umfange ein Verstehen, das auf wirkliche Erlebnisse empirischer Subjekte bezogen ist. Graumann bezeichnet das Erlebnis, auf welches das Verstehen fundiert ist, als Formalobjekt, dasjenige, das dem Verstehenden über das Erlebnis im Verständnisakt aufgeht und damit als eigentliches Verstehenskorrelat zur Gegebenheit kommt, als Materialobjekt. In dem Sich-sinnvoll-Ergeben des Erlebnisses aus dem Motiv liegt das einzige Kriterium der Verständnisqualität;[2] die psychologische Besonderheit des Erlebnisses, die bestimmte Erlebnisweise ist für das Verstehen völlig gleichgültig. Der von den begründenden Akten wesensgesetzlich unabhängige Akt des Verstehens hat absoluten Charakter; wirkliches Verstehen weist nicht in dem einen oder anderen Fall Intensitätsunterschiede[3] auf, da Beziehungen und ideale Einheiten als Gegenstand von Intellektionen keine Intensität besitzen. Das eigenartige Erlebnis des Verstehens überhaupt als einer Sinnganzheit produzierenden Intention findet auch in der Sprache seinen Niederschlag; wir sagen: „Etwas geht mir in seiner Verständlichkeit auf," „jemandem geht der Knopf auf," „ein Verhalten leuchtet mir ein," „jetzt geht mir ein Licht auf," „ein Verständnis für etwas blitzt in mir auf." Diese Plötzlichkeit, dieses innere „Aufleuchten", etwa vergleichbar einem elektrischen Vorgang, äußert sich auch im Ausdruck, namentlich im „Aufleuchten" des Auges, das Wolfgang Köhler bei seinen Affenversuchen treffend als Zeichen eines „Aha"erlebnisses auffaßt. Der Historiker J. G. Droysen, der als erster den Begriff des Verstehens in der Wissen-

1) Deren Wert als Fiktionen, Hilfsmittel mag freilich unter Umständen erheblich sein.

2) Deswegen ist eine durch somatische Ursachen bedingte Stimmung oder ein Trieb nicht zu „verstehen".

3) Was in Verstehensakten eine Steigerung zulassen kann, ist nicht ein Grad des Angemessenseins eines Erlebnisses an sein Motiv, sondern die Fülle der Bestimmtheiten, in denen ein Motiv vermeint ist, aus dem sich im Verstehen ein Erlebnis sinnvoll ergibt (Graumann).

schaft verwendet hat, scheint auch schon den inspirativen Charakter des Verständnisaktes bemerkt zu haben; denn er schreibt (Historik, § 11): „Dieser erfolgt unter den dargelegten Bedingungen als unmittelbare Intuition, als tauche sich Seele in Seele, schöpferisch wie die Empfängnis in der Begattung“ (Zit. bei Binswanger, 2).

Verstehen und Lieben

Droysens Vergleich leitet zu der Frage über, ob die Parallele zwischen Verstehen und Lieben zu Recht besteht. Die Frau, die sich nicht genug geliebt fühlt, heißt ja bekanntlich die „unverstandene“ Frau. Mag man selbst, wie Scheler es in Anlehnung an Franz Brentano getan hat, die Liebe als geistigen Akt auffassen, so darf man deswegen doch nicht die Wesensgleichheit der beiden Akte behaupten. Aber eine günstige Voraussetzung für das psychologische Verständnis einer anderen Person schafft die Liebe zu ihr zweifellos, insofern der erlebende Mitvollzug ihrer Akte, in dem das Verstehen hier fundiert, seine Intensität auch libidinösen Quellen verdankt. Scheler meint, daß die Person, d. h. die unerkannte individuell erlebte Einheit aller Akte, die ein Wesen vollzieht, uns überhaupt nur durch und im Akte der Liebe zur Gegebenheit kommt. Und Jaspers (3, S. 108) sagt ähnlich: „Die logische Kategorie des Individuums wird nur in der Bewegung der Liebe[1] erfüllt.“ Er spricht auch von der Liebe des Geschichtsschreibers zu seinem Heros.[2]

Der Zusammenhang zwischen Lieben und Verstehen tritt uns, scheint mir, zum erstenmal entgegen, wenn wir uns als kleine Kinder von den Eltern und Pflegepersonen verstanden fühlen.[3] Damit verbindet sich die Vorstellung der Allwissenheit dieser Liebesobjekte, namentlich des Vaters. Diese Verstehensfunktion übernimmt dann auf der Verdrängungsstufe (Abwehr der Ödipusgefahr) das Über-Ich, das sich durch Einverleibung der Imagines, vor allem des gleichgeschlechtlichen Elternteils, ins Ich gebildet

1) Das liebende Verstehen der Totalität des Individuums ist nach Jaspers nicht identisch mit dem psychologischen Verstehen, wenn auch dieses durch Liebe (und Haß) in Bewegung gesetzt wird.

2) Freud (3) hingegen ist der Ansicht, daß dieses „liebende“ Verstehen ein wirkliches Verständnis der Persönlichkeit gerade verhindere. Biographen seien in ganz eigentümlicher Weise an ihren Helden fixiert. Sie hätten ihn oft zum Objekt ihrer Studien gewählt, weil sie ihm aus Gründen ihres persönlichen Gefühlslebens von vornherein eine besondere Neigung entgegenbrächten, und schüfen aus ihm dann eine lebensfremde Idealgestalt.

3) Ein primitives Fremdverstehen dürfte das Bewußtwerden dieses Eindrucks erst ermöglichen.

hat. Die bei dieser Identifizierung stattfindende Desexualisierung der Libidoimpulse, möglicherweise auch deren vorhergehende Regression auf die analsadistische Stufe hat zur Folge, daß im Über-Ich der strafend-aggressive und der abstrahierend-objektive Charakter stärker zum Vorschein kommt als der liebevoll-fürsorgende. Die Identifizierung gerade mit dem Vatervorbild mag daran auch ihren Anteil haben. An Stelle des liebevollen Verstandenwerdens tritt so ein kühleres Selbstverstehen, das dann später bei dem Fremdverstehen zu Vergleichszwecken stets herangezogen wird. Aber in dem fortdauernden Wunsche nach Verständnis verrät sich noch die Abkunft des beziehungserfassenden geistigen Aktes von den frühkindlichen Liebesbeziehungen der Person. Auch in der Analyse wiederholt sich dieser Vorgang, indem gegen Schluß der Behandlung die Rolle des verstehenden Analytikers, einer Ersatzfigur der infantilen Liebesobjekte, von dem neuen Über-Ich des Patienten übernommen wird. Wenn nach Freud (4) die Hauptabsicht des Eros darin besteht, zu vereinigen und zu binden, und wenn auch die Denkarbeit, die wahrscheinlich eine Funktion des Über-Ichs darstellt, durch Sublimierung erotischer Triebkraft bestritten wird, so darf man auch in der Tendenz, Gedanken, Vorstellungen und Erlebnisse zu vereinigen und zu binden, einen Erlebniszusammenhang motivationsmäßig zu verknüpfen, um ihn zu verstehen, einen sublimierten Ausdruck der produktiven und bindenden Kraft des Eros erblicken. H. Nunberg, dem wir eine Abhandlung über die „synthetische Funktion des Ich" verdanken, will das Kausalitätsbedürfnis (Motivation ist ja Kausalität von innen gesehen) von dem Wissensdrang der Kinder, namentlich in bezug auf die Herkunft der Dinge, ableiten; dieser sei der psychische Repräsentant des infantilen Sexualtriebes, insbesondere des (biologisch noch nicht ausgereiften) Fortpflanzungstriebes.

Der Nachweis der Beteiligung erotischer Strebungen an dem Antriebe, der zum Verstehen führt, soll jedoch keineswegs den völlig selbständigen Charakter des der idealen Sphäre des Geltens angehörenden Verständnisaktes antasten. Nur die Wurzeln der Assoziation Lieben-Verstehen sollten durch vorstehende Bemerkungen aufgezeigt werden.

Verstehen und „Nacherleben" in der Psychoanalyse

Daß Verstehen und Erleben („Nacherleben") des Auseinanderhervorgehens psychischer Inhalte nicht zusammenfallen, sehen wir deutlich in der psychoanalytischen Behandlung.[1] Dort unterscheidet man ein Verstehen auf Grund

1) Freud selbst kennt auch nicht die Trennung zwischen Nacherleben und Verstehen.

eines bloßen intellektuellen Wissens und ein auf affektives Erleben gegründetes Verständnis. Erst im Verlaufe der Entwicklung der Psychoanalyse hat man erkannt, daß nicht das (intellektuelle) Verstehen des Patienten, mag er auch noch so genau auf Grund der Mitteilungen des Arztes wissen, was eine Regung oder ein Erlebnis motivationsmäßig bedeutet, sondern sein unmittelbares affektives Erleben die notwendige Voraussetzung für die Heilung bildet; an diesem tatsächlich erfahrenen seelischen Material vollzieht sich sodann das (nicht minder wichtige) wirkliche (psychologische) Voll-Verstehen. Als Ergebnis des Affektablaufprozesses gewinnt nämlich der Patient auf Grund der gleichzeitigen Einsicht in die infantilen Motivationen die Überzeugung von der Realität der vom Psychoanalytiker zuerst erkannten Zusammenhänge zwischen dem bewußten und unbewußten Anteil seiner Persönlichkeit. In der Analyse erhält auch das Wort „Nacherleben" für den Analysanden eine ganz besondere Bedeutung, indem es sich hier weder um ein Nachbilden oder Nacherzeugen eines fremden Seelenvorganges noch eigentlich um ein Wiederholen eines früher selbst erlebten seelischen Ablaufes handelt, sondern um ein erstmaliges bewußtes im nachhinein Erleben von Triebregungen, die in der Kindheit, kaum überhaupt wirklich erlebt, sogleich ins Unbewußte verdrängt wurden, wo sie beständig weiter nach Erfüllung strebten.[1] In einem ähnlichen Sinne wird ja auch die Psychoanalyse als „Nacherziehung" bezeichnet. Jedoch nicht nur der Patient, auch der Analytiker soll, um wirklich zu verstehen, die „analytische Situation" an sich selber erlebt haben. Daher die von Freud erhobene Forderung, daß jeder, der analysieren will, sich selbst vorerst einer Analyse unterziehe. Um das Seelenleben des Patienten richtig zu beurteilen, muß der Analytiker aber auch in jedem einzelnen Falle die entsprechenden infantilen Regungen, die als Erinnerungsspuren in ihm latent sind, wiederbeleben, d. h. sich unbewußt mit dem infantilen Ich des behandelten Neurotikers identifizieren,[2] ehe der kognitive Akt des Verstehens an diesem Erfahrungsmaterial mit

1) Nach Scheler (S. 14) beruht die Heilkraft der Psychoanalyse nicht auf der bloßen Wiederherstellung der Erinnerung an das Verdrängte, auch nicht in seiner Abreaktion, sondern in dem Nacherleben, dem nachfühlenden Erleben eines früheren leidensvollen Erlebnisses, das noch wie ein Druck auf dem gegenwärtigen Erleben lastet. — Was an dieser Behauptung zu berichtigen wäre, ergibt sich aus dem Vorstehenden von selbst.

2) H. Deutsch hat mit Recht darauf hingewiesen, daß die Identifizierung des Analytikers auch jene mit den frühkindlichen Vorbildern („Imagines"), namentlich den Eltern des Patienten einschließt. Diese „Komplementäreinstellung" gehört mit zu der unbewußten „Gegenübertragung", der analytischen Objektliebe; erst ihre bewußte Beherrschung ermöglicht ein volles Verstehen.

Erfolg angreifen kann. Weil der Analytiker die Widerstände bei sich selbst bereits überwunden hat, gelingt es ihm auch infolge seiner inneren Beweglichkeit leicht,[1] den Erregungsablauf im Es ins Ich zu überführen, unbewußte Phantasien auf das Niveau des vorbewußten Denkens zu erheben, während der Patient seine infantilen Strebungen bloß wunscherfüllend agiert, reproduziert, ohne die unbewußten Motivationszusammenhänge zu verstehen. Die durch die psychoanalytische Arbeit schrittweise erzielte Aufhebung der Widerstände stellt dann aber auch beim Patienten gegen Ende der Behandlung, nachdem die synthetische Funktion des Ichs in die richtigen Bahnen gelenkt worden ist, die Verbindung zwischen allen psychischen Systemen (*W—Bw*,[2] *Vbw*, *Ubw*) wieder her, so daß nunmehr ein Erfassen von Zusammenhängen zwischen unbewußten Erinnerungen, Phantasien, Wünschen, Trieben und Tendenzen einerseits und bewußten Symptomen, Gedanken, Affekten und Einstellungen andrerseits möglich wird, wenn auch das emotionelle Erlebnis und nicht die Vollständigkeit der Zusammenhangserlebnisse in erster Linie über den therapeutischen Erfolg entscheidet. Wohl hat alles tiefere Selbst- und Fremdverstehen das volle affektive Durchleben, das Evidenzgefühl des Erlebens eigener echter Erlebnisse zur unbedingten Voraussetzung. Aber nur die spezifische, souveräne intellektuelle Funktion des durch die Analyse neugebildeten Über-Ichs ist dann imstande, die Einheit der Persönlichkeit auf die Dauer aufrechtzuerhalten und Schutz vor Rückfällen zu gewähren.

Literatur

N. Ach: 1) Über die Willenstätigkeit und das Denken. Göttingen 1905
—: 2) Über den Willensakt und das Temperament. Leipzig 1910
W. Baade: Über die Vergegenwärtigung von psychischen Ereignissen durch Erleben usw. Ztschr. f. d. ges. Neur. u. Psych. Bd. 29, 1915
E. Becher: Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften. München 1921
W. Betz: Psychologie des Denkens. Leipzig 1918
L. Binswanger: 1) Einführung in die Probleme der allgemeinen Psychologie. Berlin 1922
—: 2) Erfahren, Verstehen, Deuten in der Psychoanalyse. Imago XII, 1926
Ch. Bühler: Kindheit und Jugend. Leipzig 1928
K. Bühler: 1) Die geistige Entwicklung des Kindes. Jena 1924
—: 2) Die Krise der Psychologie. Jena 1927

1) Die Besetzungen des Analytikers pendeln zwischen Identifizierung einerseits und Selbstkontrolle oder intellektueller Tätigkeit andrerseits hin und her.

2) Die Überbesetzung dieses Systems bewirkt erst das eigentliche Bewußtwerden. — Zu der Bedeutung dieser Abkürzungsbezeichnungen siehe vor allem Freud (1).

H. Deutsch: Okkulte Vorgänge während der Psychoanalyse. Imago XII, 1926
W. Dilthey: Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie. Sitz.-Ber. d. kgl. preuß. Akad. d. Wiss. 1894
B. Erdmann: Erkennen und Verstehen. Sitz.-Ber. d. kgl. preuß. Akad. d. Wiss. 1912
Th. Erismann: Die Eigenart des Geistigen. Leipzig 1923
O. Fenichel: Die Identifizierung. Internat. Zeitschr. f. PsA. XII, 1926
A. Flach: Die Psychologie der Ausdrucksbewegung. Wien 1928
S. Freud: 1) Die Traumdeutung. Gesammelte Schriften, Bd. II u. III
—: 2) Das Unbewußte. Ebenda, Bd. V
—: 3) Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci. Ebenda, Bd. IX
—: 4) Das Ich und das Es. Ebenda, Bd. VI
—: 5) Massenpsychologie und Ich-Analyse. Ebenda, Bd. VI
H. Freyer: Theorie des objektiven Geistes. Leipzig 1923
M. Geiger: Über das Wesen und die Bedeutung der Einfühlung. Bericht über den IV. Kongreß für experimentelle Psychologie. Leipzig 1911
H. Gomperz: Über Sinn und Sinngebilde, Verstehen und Erklären. Tübingen 1929
H. Graumann: Das Verstehen. Münchner Dissertation 1924. Nicht im Druck erschienen.
K. Groos: Der ästhetische Genuß. Gießen 1902
H. Hartmann: Die Grundlagen der Psychoanalyse. Leipzig 1927
I. Hermann: Das System Bw. Imago XII, 1926
R. Hönigswald: Die Grundlage der Denkpsychologie. Leipzig 1925
P. Hofmann: Das Verstehen und seine Allgemeingültigkeit. Jahrb. d. Charakterol. VI. Berlin 1929
J. V. van der Hoop: Über die kausalen und verständlichen Zusammenhänge nach Jaspers. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. Bd. 68, 1921
G. Ipsen: Zur Theorie des Erkennens (Untersuchungen über Gestalt und Sinn sinnloser Wörter). Neue psychologische Studien, herausgegeben von Felix Krueger. I. Bd. München 1926
K. Jaspers: 1) Kausale und verständliche Zusammenhänge zwischen Schicksal und Psychose bei der Schizophrenie. Ztschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. Bd. 14, 1913
—: 2) Allgemeine Psychopathologie. Berlin, 3. Aufl. 1923
—: 3) Psychologie der Weltanschauungen. Berlin 1919
L. Jekels: Zur Psychologie des Mitleids. Imago XVI, 1930
G. Kafka: „Verstehende Psychologie“ und Psychologie des Verstehens. Arch. f. d. ges. Psych. Bd. 65, 1928
W. Köhler: Intelligenzprüfungen an Menschenaffen. Berlin 1921
E. Kretschmer: Geniale Menschen. Berlin 1929
A. Kronfeld: Das Wesen der psychiatrischen Erkenntnis. Berlin 1920
H. Liepmann: 1) Das Krankheitsbild der Apraxie. Monatsschr. f. Psychol. u. Neurol., 1905 und 1906
—: 2) Über Störungen des Handelns bei Gehirnkranken. Berlin 1905
Th. Lipps: 1) Einfühlung, innere Nachahmung und Organempfindungen. Arch. f. d. ges. Psychol., Bd. 1, 1899
—: 2) Weiteres zur Einfühlung. Ebenda, Bd. 4, 1902
—: 3) Leitfaden der Psychologie. Leipzig, 3. Aufl., 1909

A. Messer: Experimentelle psychol. Untersuchungen über das Denken. Arch. f. d. ges. Psychol. Bd. 8, 1906

H. Münsterberg: Grundzüge der Psychologie. 2. Aufl. Leipzig 1918

H. Nunberg: Die synthetische Funktion des Ich. Internat. Zeitschr. f. PsA. XVI, 1930

H. Reichner: Experimentelle und kritische Beiträge zur Psychologie des Verstehens. Rostocker Dissertation, 1927

Th. Reik: Wie man Psychologe wird. Wien 1927

H. Rickert: Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung. Tübingen und Leipzig 1902

G. Roffenstein: Das Problem des psychologischen Verstehens. Stuttgart 1926

M. Scheler: Zur Phänomenologie und Theorie der Sympathiegefühle und von Liebe und Haß. Halle 1913

K. Schneider: Versuch über die Arten der Verständlichkeit. Ztschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. Bd. 75, 1922

H. Schwarz: Vom unanschaulichen Wissen. Festschrift f. J. Volkelt, München 1918

E. Spranger: 1) Zur Theorie des Verstehens und zur geisteswissenschaftlichen Psychologie. Festschrift f. J. Volkelt, München 1918

—: 2) Psychologie des Jugendalters. Leipzig 1924

P. Stern: Einfühlung und Assoziation in der neueren Ästhetik. 1897

H. Swoboda: Verstehen und Begreifen. Vierteljahrsschrift f. wissensch. Philos. u. Soziol. 27. Bd., Leipzig 1908

J. Volkelt: 1) Der Symbolbegriff in der neuesten Ästhetik. 1876

—: 2) Das ästhetische Bewußtsein. München 1920

A. Winterstein: Motorisches Erleben im schöpferischen Vorgang. Die Psychoanalytische Bewegung. Jahrgang I (1929), Heft 4

St. Witasek: Zur psychologischen Analyse der ästhetischen Einfühlung. Ztschr. f. Psych. Bd. 25

Die Wahrnehmungslehre Jaenschs und ihre Beziehung zu den psychoanalytischen Problemen

Von

Gustav Bally

Berlin

Der Marburger Psychologe E. R. Jaensch baut seit einigen Jahren mit einem großen Stab von Schülern eine Wahrnehmungslehre aus, die unser größtes Interesse beansprucht (1). Die Eidetik, wie Jaensch seine Lehre nennt, stellt fest, daß es Menschen gibt, die Anschauungsbilder[1] von gesehenen Objekten erzeugen, die ihrem Wesen nach ein Mittelding zwischen Wahrnehmung und Vorstellung sind: nachdem das Objekt dem Blick entschwunden ist, wird es noch weiter „gesehen". Von der Vorstellung unterscheidet sich das AB. durch die intensive Beteiligung des optischen Apparates. Von der Wahrnehmung oder auch von der Halluzination durch das Urteil, daß das reale Objekt nicht vorhanden sei. Intensität und Qualität des AB. sind nämlich von einem willentlich lenkbaren Faktor abhängig: von der Richtung und von der Intensität der Aufmerksamkeit. Wird diese verstärkt, verdeutlicht sich das AB., wird sie auf ein Detail verlagert, so tritt dieses deutlicher hervor.

Das Phänomen trat mir zuerst an dem Insassen einer schweizerischen Irrenanstalt entgegen. In der Ökonomie war eine Scheune niedergebrannt. Die Dachsparren ragten verkohlt gegen den Himmel; ein Drittel des Daches aber war noch mit spärlichen Gruppen von Ziegeln bedeckt, und besonders

---

1) Nach dem Vorgehen Jaenschs im weitern mit der Abkürzung AB. bezeichnet, zum Unterschied von VB., dem Vorstellungsbild.

auf der dem Wind zugekehrten Seite war ein größerer Komplex des Daches unberührt geblieben.

Nach dem Brande zeichnete ein Schwachsinniger auf der Abteilung diese Scheune aus der Erinnerung. Die Zeichnung ließ, was Perspektive und Proportionen anbelangt, allerhand zu wünschen übrig. Eins aber war mit schlagender Exaktheit durchgeführt: die Anzahl der verkohlten Sparren, die Anzahl der Ziegel, die noch auf dem Dache lagen, sowie ihre Anordnung war trotz ihrer augenscheinlichen Unübersichtlichkeit ohne jeden Irrtum wiedergegeben, so genau, wie wir es kaum vor dem Modell zustande gebracht hätten.

Es besteht kein Zweifel, dieser Schwachsinnige hatte die Fähigkeit, AB. zu erzeugen, eine Eigenschaft, welche manche in der Entwicklung Zurückgebliebene zeigen. Er hatte nichts weiter getan, als das seinem Auge vorschwebende AB. abzuzeichnen.

Solche Erscheinungen böten wenig allgemeines Interesse, wenn nicht Jaensch die bedeutungsvolle Entdeckung gemacht hätte, daß sie zwar bei Erwachsenen nicht allzu häufig vorkommen, daß sie aber bei Kindern um so öfter angetroffen werden, je jünger sie sind. So häufig, daß die Annahme alle Wahrscheinlichkeit für sich hat, daß die Fähigkeit, AB. zu erzeugen, eine allgemein menschliche Eigenschaft ist, über die das Bewußtsein der Erwachsenen nur in den meisten Fällen nicht mehr verfügt.

Es würde uns erstaunen, wenn die psychoanalytische Forschung mit dieser Erscheinung nicht schon in Berührung gekommen wäre. Sie hat sich denn auch ausgiebig mit ihr beschäftigt und sie zu einem Angelpunkt ihrer Anschauungen gemacht. Die Bildvorstellung des Eidetikers ist nichts anderes als das Material der bildhaften Form des Denkens, das wir in den Träumen finden, und das wir nach dem Vorgehen von Freud als eine phylogenetisch ältere Form des Vorstellens ansprechen. Die Untersuchungen Jaenschs tun dar, wie dieses bildhafte Denken in der Ontogenese auftritt. Freuds Definition aus der „Traumdeutung" müßte durch diese Tatsache eine neue Beleuchtung erfahren: „Wir heißen es Regression, wenn sich im Traum die Vorstellung in das sinnliche Bild rückverwandelt, aus dem sie irgend einmal hervorgegangen ist" (2).

Regressionen können nur der Spur folgen, auf der die Entwicklung seinerzeit vonstatten ging. Es müßte gelingen, zu erfahren, wann jene Schicht sinnlich-bildhaften Erlebens in der individuellen Entwicklung den direkten Zugang zur Realität besaß, wann und wieweit sie ihn an das an die Wortvorstellung geknüpfte Bewußtsein verlor. Wir glauben, die

Jaenschschen Untersuchungen über den Aufbau der Wahrnehmungswelt vermögen diese Antwort zu geben.

In der Meinung, daß das an die Wortvorstellung geknüpfte reflektierende Bewußtsein allein den Zugang zur Realität besitzen könne, haben Silberer (3) und Varendonck (4), als sie versuchten, jene Schicht bildhaften Denkens in der Selbstbeobachtung zu erfassen, lediglich untersucht, wie bestimmte Gedankengänge auf Entstehung und Art des Bilddenkens wirken. Sie konnten nur bestätigen, daß tatsächlich innere AB. entstanden, die eine deutliche assoziative Beziehung zur bewußten reflektierten Vorstellung aufwiesen.

Es war Jaensch vorbehalten, zu entdecken, daß und in welcher Weise jene AB. erzeugende Schicht unmittelbar auf reale Objekte reagiert. Aus seinen Untersuchungen geht hervor, daß es sich dabei nicht immer um einen an die Wiederbelebung eines intellektuellen Vorstellungsinhalts geknüpften sekundären Vorgang handeln muß. Die Realitätserfassung im AB. kann vielmehr das an das Denken geknüpfte Vorstellen ersetzen. Dieses schaltet sich in der Regel erst im späteren Jugendalter mehr und mehr zwischen jene bildhaft erlebende Schicht der AB. und die Welt der Objekte und übernimmt dann die Realitätsprüfung.

Wir sehen in den Silbererschen und Varendonckschen Experimenten, wie das reflektierende Denken das Bildersehen verdrängt hat. Jaensch experimentiert nun mit Menschen, bei denen das noch nicht der Fall ist, bei denen das wie immer erzeugte Bild dem beschreibenden Denken Stand hält, mit Menschen also, in denen die beiden Systeme miteinander konkurrieren: Sprache und begriffliches Denken sind schon so weit ausgebildet, daß die Erscheinungen durch sie in aller Differenziertheit verstanden werden können; das ontogenetisch ältere System der Realitätsprüfung aber, das „Bilddenken", das „Sinnengedächtnis" Jaenschs ist noch nicht verlorengegangen. Es wird danach nicht überraschen, daß die Mehrzahl der Jaenschschen Eidetiker Kinder von sieben bis zehn Jahren sind.

*

Dem Eidetiker wird auf einer homogenen, nicht zu dunkeln, grauen Fläche ein Bild mit reichen Details vorgelegt, das er in Muße zu betrachten hat. Der Blick wandert frei über das Dargebotene. Hat er das Gefühl, sich alles genügend eingeprägt zu haben, wird die Vorlage entfernt. Auf dem neutralen Hintergrund entsteht nun vor dem Auge des Eidetikers ein AB. des Objektes. Je mehr die Aufmerksamkeit auf das AB. konzentriert

wird, desto mehr gewinnt es an Deutlichkeit in den Details. Es kann also um so genauer beschrieben werden, je intensiver die Aufmerksamkeit wird. Es besteht eine direkte Proportion von Intensität der Aufmerksamkeit und Differenziertheit des Gesehenen. Konzentriert sich die Aufmerksamkeit auf ein einzelnes Detail des Bildes, z. B. die Figur eines Menschen, so tritt diese in ihren Einzelheiten deutlicher hervor als die übrigen Bildteile. Dabei ist es nachweisbar, daß nicht etwa die Blickrichtung den Ausschlag gibt. Sie fällt zwar gewöhnlich mit der Aufmerksamkeitsrichtung zusammen, kann aber im Experiment von ihr getrennt werden. Es wird dann besonders deutlich, daß es nicht ein funktioneller, sondern ein psychodynamischer Faktor ist, der die Deutlichkeit des AB. verursacht. Es ist die Richtung und Intensität der Aufmerksamkeit, eine von der Blickrichtung an sich unabhängige psycho-dynamische Qualität.

Die Annahme eines psycho-dynamischen Momentes bei der Entstehung der AB. vermag uns noch eine andere Erscheinung zu erklären: die Erzeugung eines AB. gelingt um so leichter, je mehr die Vorlage den Beschauer fesselt. So werden oft von einfachen geometrischen Formen nur mit Mühe AB. erzeugt. Von reichgegliederten Bildern aber, die ansprechende Szenen darstellen, entstehen AB. von hervorragender Intensität.

Jedes Objekt gewinnt auch für uns um so mehr an Differenziertheit und Detail, je mehr Aufmerksamkeit wir ihm zuwenden. Wir bekommen bei einer mit Interesse unternommenen Krankenuntersuchung ein plastischeres und vielseitigeres Krankheitsbild dank einer größeren Fülle von gesehenem Detail. Wir gewinnen einem Kunstwerk bei länger dauernder und ungeteilter Betrachtung mehr und mehr Zusammenhänge ab, wodurch auch der Gesamteindruck reicher wird. Im eidetischen Phänomen wird uns dieser vertraute Vorgang nur dadurch wunderbar, daß er sich ohne äußeres Objekt abspielt. So wird uns aber auch gerade in dieser Erscheinung besonders deutlich, daß das Gesehene Ausdruck, ja Produkt der triebbestimmten Aufmerksamkeit ist, die ja auch unsere alltägliche Wahrnehmung unausgesetzt lenkt.

Wenn diese Erscheinungsformen jedem, dem die psycho-dynamische Denkweise geläufig ist, einleuchten, so führen eine Reihe von andern Erscheinungen zu Fragen, deren Beantwortung uns erst eigentlich tief in die psychologische Struktur des eidetischen Wahrnehmungsvorganges führen wird: Das AB. unterscheidet sich von der realen Vorlage dadurch, daß an ihm eigenartige Verschiebungen und Veränderungen vorgenommen werden können.

Es kann sich als Ganzes gegenüber der Unterlage verschieben. Links-rechts-Vertauschungen werden häufig beobachtet, so daß die Vorlage im AB. spiegelbildlich wahrgenommen wird. Verschiebungen einzelner Bildteile zueinander sind möglich und geschehen dann im Sinn der dargestellten Szene. Ganz besonders instruktiv aber sind die Tiefenwirkungen zweidimensionaler Vorlagen im AB.

Wir hoffen, daß uns die Untersuchung einiger dieser Vorgänge einen Einblick in die biologischen Zusammenhänge geben wird, und wir dürfen annehmen, daß die Psychoanalyse durch die Jaenschsche Entdeckung aufs neue ihren tiefen Sinn erweist.

Zur Analyse der so überaus vielseitigen eidetischen Erscheinungen schlägt Jaensch den Weg des exakten psychologischen Experimentes ein. Er wählt zu Versuchspersonen vorerst nur ganz extreme Fälle von Eidetikern. Aus einem einleuchtenden Grund. Je weiter sich ein Mensch vom idealen eidetischen Typus entfernt, desto mehr Aufwand verlangt die Erzeugung von AB. Und um so schwerer fällt ihm ganz besonders ihre Erzeugung Objekten gegenüber, die sein Interesse nicht erregen. Aber gerade an solchen Objekten zeigen sich ganz besonders deutlich die Gesetze, denen die Gedächtnisbilder der eidetischen Phase unterworfen sind.

Ich will versuchen, kurz auf die Beschreibung der vielfach variierten Versuchsanlage einzugehen. Der Grundversuch, auf den sich die andern Abwandlungen aufbauen, ist eine Variation einer bereits von Hering und Hillebrand angegebenen Versuchsanlage: Der Kopf der Versuchsperson befindet sich einem dunkelgrauen, senkrechten, ebenen Hintergrund gegenüber, der durch einen vorgelagerten, mit breiter Blende versehenen Schirm binokular beobachtet wird. Zwischen diesen beiden Schirmen befindet sich eine Anzahl von Fadenloten — im Grundversuch sind es drei —, an denen seitliche und Tiefenverschiebungen vorgenommen werden können, und die, sobald die Versuchsperson sie sich genügend eingeprägt hat, um ein AB. von ihnen zu erzeugen, schnell abgeworfen werden können.

Man macht bei ausgeprägten Eidetikern bereits an dem hier beschriebenen Fadentripel eine eigenartige Beobachtung: Betrachten sie die Fäden längere Zeit, vertiefen sie sich sozusagen in ihren Anblick, unter Fixierung des mittleren, so verschieben sich diesem gegenüber die seitlichen Fäden. Und zwar verschieben sie sich vom Beschauer weg, so daß der fixierte mittlere Faden vorzutreten scheint. Dieses Phänomen tritt am deutlichsten auf, wenn das Fadentripel nahe ans Auge herangebracht wird, beispielsweise fünfundzwanzig Zentimeter. Je mehr nun die Distanz zwischen dem

Auge des Beobachters und dem Fadentripel vergrößert wird, desto mehr nimmt diese eigenartige Erscheinung ab. In der Distanz von ungefähr einem Meter endlich erscheinen alle drei Fäden in einer Ebene, wie es den wirklichen Verhältnissen entspricht. Überschreiten wir nun mit unseren Fadenloten diese „neutrale Zone“, so kehrt sich, immer vorausgesetzt, daß der Mittelfaden fixiert wird, das scheinbare Verhältnis der drei Fäden um. Der mittlere Faden scheint gegenüber den nur nebenbei beobachteten seitlichen zurückzutreten.

Jaensch ist es gelungen, die Werte dieser scheinbaren Abweichungen zu messen. Sie sind sehr klein, nur in Millimetern ausdrückbar, und entgehen einer nicht sehr exakten Methode. Derselbe Versuch, an AB. ausgeführt, ergab ein überraschendes Resultat. Die von den Fäden in den entsprechenden Abständen erzeugten AB., die Bildfäden, verschoben sich genau in dem gleichen Sinne, den ich eben für die realen Fäden beschrieb, aber mit dem Unterschied, daß die gemessenen Distanzen von der ursprünglichen Fadenebene aus um ein Vielfaches größer waren als die des realen Fadentripels. Man hat den Eindruck, als ob die psychischen Impulse, die diese eigenartige Realitätsfälschung bewirken, nun erst ungehemmt ihren Gesetzen folgen könnten, nachdem sie nicht mehr von der Materie gehemmt würden.[1]

Aber was ist das Wesen dieser vom Bewußtsein unabhängigen Tendenzen? Weitere Versuche ergeben folgendes: In einer Distanz von ungefähr einem Meter vom Beobachter herrscht Impulsruhe. Fixiert der Blick einen Punkt diesseits dieser sogenannten Kernfläche, in der keine Tiefenverschiebungen stattfinden, so treten antagonistische Fernimpulse auf, die die nicht fixierte Umgebung vom Beschauer wegzustoßen scheinen. Jenseits dieser Kernfläche aber treten periphere Nahimpulse auf, so daß, was nicht im Blickpunkt selber mit dem Willen zur objektiven Erfassung gesehen wird, dem Beschauer sich um so mehr anzunähern scheint, je tiefer sich die Aufmerksamkeit in das Objekt versenkt.

Wenn schon in dieser Erscheinung ein Antagonismus der Sehimpulse deutlich wird, so offenbart sich vollends sein Bestehen in andern Versuchen. Dort wird dargetan, daß jedem Fernimpuls ein Nahimpuls, jedem Nahimpuls ein Fernimpuls folgt. So daß ein in einer Ebene hängendes Fadengitter von beispielsweise sieben Loten bei langsamer Aufmerksamkeits-

1) Dieser Unterschied zwischen den Verschiebungsgrößen mit realen und mit imaginären Bildfäden beweist die Ungültigkeit der ursprünglichen Heringschen Annahme, daß die Verschiebung ihren Ursprung einer physiologischen Tatsache verdanke und aus den Raumwerten der Netzhaut zu erklären sei.

wanderung von eins bis sieben in einer im Zickzack gefalteten Fläche gesehen wird. Es befinde sich gegenüber der Kernfläche dem Beschauer angenähert. Der erste Faden wird in dieser Naheinstellung mit einem willkürlichen Nahimpuls betrachtet. Der zweite Faden wird also einen antagonistischen Impuls erhalten und in die Ferne rücken. Wird er nun selbst fixiert, so bewirkt die tatsächliche Naheinstellung der Gitterebene einen peripheren Nahimpuls, der den dritten Faden wieder in der Ebene des Erstfixierten erscheinen läßt. Es erfolgt also eine Korrektur in der Richtung eines objektiven Tatbestandes, während der Fernimpuls als eine Korrektur in der Richtung eines biologisch idealen Tatbestandes angesprochen werden muß.

Hier begegnet uns ein Vorgang, dessen Gesetzmäßigkeit weit über die Erscheinungen der Wahrnehmungen hinaus an allen Lebenserscheinungen zum Ausdruck kommt. Wir verdanken dem Physiologen Hering die biologische Formulierung dieses Gesetzes. Er spricht von der allen Lebensabläufen zugrunde liegenden „Selbstregulierung der lebendigen Substanz". Ein biologischer Gleichgewichtszustand, beispielsweise ein Gleichgewicht zwischen der assimilatorischen und der dissimilatorischen Funktion, wird durch einen Reiz gestört, der im Sinne einer dieser Komponenten wirkt. Im selben Augenblick strebt auch schon jede lebende Substanz nach Aufhebung des Reizes. Der Reiz bewirkt also eine Verstärkung der ihm entgegenwirkenden Qualität. Vermag diese Verstärkung den Reiz nicht aufzuheben, so tritt als Resultante zwischen dem alten Gleichgewichtszustand und der Reiztendenz ein neuer Gleichgewichtszustand auf. Seine Analyse enthüllt die gegenspielenden Kräfte. In unserm Falle sind es psychische Kräfte, deren Wechselspiel in unserer Zickzackkurve deutlich wird. Aus ihrem Antagonismus resultiert eine lebendige Rhythmik, die die Flächenwirkung in eine Tiefenwirkung umwandelt.

Es kann danach nicht verwundern, daß Eidetiker in besonderem Maße dazu neigen, zweidimensionale Objekte dreidimensional zu sehen. Denn wenn auch im AB. alle Phänomene stärker auftreten als am realen Objekt, so wirken sich diese psychischen Tendenzen doch auch an diesem in erheblichem Maße aus. Je länger Eidetiker solche Objekte betrachten, desto mehr vertiefen sie sich. Die Naheinstellung der Aufmerksamkeit ruft auch hier die Tendenz zur Ferneinstellung, und in der Gegenwirkung von Naheinstellung und Ferneinstellung erzeugt sich als Synthese eine eigenartig lebendige Erfassung der dritten Dimension. Auch in manchem Nicht-Eidetiker schlummern bedeutende Reste dieser Fähigkeit. Ein einziges Bild kann trotz aller perspektivischen Darstellung diese eigenartige Vertiefung

bis zum stereoskopischen Sehen bei Nicht-Eidetikern nicht mehr erwecken. Das kann aber vielen bei einer schnell nacheinander wahrgenommenen Bildfolge noch gelingen, die die Illusion einer Handlung wiedergibt. Der Film bewirkt bei vielen eine Intensivierung des Tiefensehens bis zur stereoskopischen Plastizität. Von dieser Intensivierung werden aber nicht nur die bewegten, sondern auch die ruhenden Bildteile ergriffen, beispielsweise ein Haus oder ein nicht bewegter Baum. Das wird besonders deutlich, wenn der Operateur den Ablauf stoppt und ein einziges Bild auf der Leinwand festhält. Es verflacht sich dem Beschauer sofort, der erst in diesem Augenblick bemerkt, welchen Gewinn ihm das bewegte Bild unversehens gebracht hatte. Ja, der Prospekt unserer Bühne vermag sich dem Blick in dieser eigenartigen Weise zu vertiefen; nicht sowohl durch die perspektivisch angelegte Zeichnung oder durch die Seitenkulissen, sondern in erster Linie durch die vor ihm agierenden Schauspieler, die in der Voraussetzung seiner Dreidimensionalität auftreten.

Wir sind mit diesen letzten Beispielen bereits einen Schritt weiter gegangen, ohne es richtig wahrgenommen zu haben. Die Vertiefung des zweidimensionalen Objektes stellt in diesen Fällen nicht mehr eine Synthese dar aus dem vom Objekt ausgehenden optischen Reiz einerseits und dem Streben nach einer idealen optischen Ruhelage andrerseits. Es ist ein andrer Gegensatz, aus dem die räumliche Vertiefung hier erfolgt. Zwar der vom Objekt ausgehende optische Reiz bleibt derselbe. Der ihm entgegenstehende Impuls aber ist nicht ein Streben nach einer biologisch vorbedingten Gleichgewichtslage, sondern ein den Sehvorgang beeinflussender seelischer Zustand, die durch die Handlung erzeugte Teilnahme an den Vorgängen auf der Bühne. Sie verwandelt die dargebotene Fläche in den illusionären Raum, den die Handlung voraussetzt.

Wenn wir uns in diese Vorgänge noch weiter vertiefen wollen, müssen wir wieder zu unserer Untersuchung von Eidetikern zurückkehren, die, wie wir wissen, in einer weit vollkommeneren Weise dieselben Erscheinungen zeigen, die beim Nicht-Eidetiker nur verkümmert unter besonders günstigen Umständen nachzuweisen sind.

Legen wir also unserer eidetischen Versuchsperson ein Bild vor, dessen Darstellung ihr Interesse erweckt. Eine vertiefte Betrachtung wird auch das Bild „vertiefen", bis es stereoskopisch gesehen wird. Es ist, wie wenn das vermehrte Interesse seinem Gegenstande sein Gesetz aufzwingen wollte, und wie wenn sich unter diesem subjektiven Einfluß das Gefüge des vorgelegten Objekts lockere. Auf alle Fälle wird Unglaubliches möglich. Die

Hauptfiguren treten aus dem Bilde hervor, der dazwischen liegende Hintergrund scheint zurückzutreten, ja zu schrumpfen, während die mit tieferer Aufmerksamkeit betrachteten Gegenstände sich zu dehnen und zu recken beginnen. Aber nicht nur gewinnt das ganze Bild an Tiefe, unter Führung der hauptsächlich betrachteten Bildteile modelliert sich nach und nach alles in leibhaftiger Dreidimensionalität heraus, ja, womöglich werden bei den einzelnen Figuren noch Ansätze zu Bewegungen wahrgenommen, wie sie durch die Darstellung nahegelegt werden.

Wie ist das möglich? Die Versuche ergeben, daß die beschriebene Tiefenwirkung, die Synthese von Interesse und Reaktion auf das Netzhautbild, nur eine Teilerscheinung eines sich allgemein auswirkenden „Antagonismus der Aufmerksamkeitsprozesse" ist. Die Teilnahme hat an sich die Neigung, das Objekt, dem sie zufließt, heranzuziehen und zu vergrößern. Diese Vergrößerung geschieht aber nicht wie diejenige eines Vergrößerungsglases in den ursprünglichen Proportionen; sie ist eben kein optischer, sondern ein psycho-dynamischer Vorgang und hat einen Sinn, ist deutbar. Wir brauchen nur zu bedenken, was wir im gewöhnlichen Leben tun oder tun möchten, wenn uns ein Gegenstand interessiert. Wir werden ihn zu uns heranziehen, werden ihn genau in seinen Details betrachten, werden die Gegenstände seiner Umgebung zu seinen Gunsten vernachlässigen, wodurch er in unserer Seele einen ungebührlich großen Raum einnimmt, überdies aber werden wir die Neigung haben, ihn zu drehen und von allen Seiten zu besehen. Ganz genau denselben Tendenzen folgt die Aufmerksamkeit bei der Objektbetrachtung, und entsprechend dieser Aufmerksamkeitswanderung verändert sich eben beim Eidetiker der optische Eindruck. Zwar sind natürlich — vorausgesetzt, daß nicht bereits Erfahrungen mit gleichen oder ähnlichen Objekten vorliegen — die abgekehrten, nicht abgebildeten Teile des interessanten Bildes nicht erfaßbar. Die Tendenz aber, sie zu erfassen, führt zu einer besonderen unwillkürlichen und unbewußten Konzentration der Aufmerksamkeit auf die verkürzten, also nach hinten führenden Seitenteile des Gegenstandes. Diese erfahren dadurch eine leichte subjektive Verbreiterung. Aber sofort setzt auch wieder die objektive Korrektur ein, und, um genau zu sein: wir dürfen hier eigentlich gar nicht von einer Verbreiterung reden. Sie ist in unserem Falle nicht meßbar; wir dürfen nur reden von zwei antagonistischen Tendenzen, der zur Ausdehnung des Gegenstandes neigenden libidinösen und der ihr entgegengesetzten, die dem geschauten Objekt entspricht. Die Dialektik dieser am Objekt angreifenden Tendenzen aber genügt zur Erzeugung eines weder im Gegenstande noch

im Affekt wurzelnden synthetischen Resultates: der räumlich-leibhaftigen Wahrnehmung zweidimensionaler Objekte.

Wenn intensive Aufmerksamkeit am realen Objekt zu dieser vertieften Betrachtungsweise führt, so zeigen Beobachtungen an von realen Objekten erzeugten AB. experimentell meßbare Bewegungserscheinungen, die genau der Aufmerksamkeitswanderung folgen, sei diese nun willkürlichen oder unwillkürlichen Ursprungs. Das von einer Ellipse auf den dunkelgrauen Hintergrund der Versuchsanlage projizierte AB. verändert seine Proportionen und hat die Neigung, sich zum Kreis zu runden. Das rote Quadrat verdoppelt bei aufmerksamer Randbetrachtung seine Fläche, das AB. eines Würfels dreht sich um eine imaginäre Achse hin und her, je nachdem, ob die rechts oder links von der Vorderkante liegende verkürzte Seitenfläche „vertieft" betrachtet wird. Das AB. einer menschlichen Figur endlich bewegt sich, dreht sich nach allen Seiten. Aus dem Profilbild ergänzt sich mit Hilfe früherer Erfahrungen das en face, und die zeichnerische Darstellung dieser Erscheinung mutet dann den Erwachsenen fremd genug an. Wilhelm Buschs Maler Klecksel zeigt, wie wir alle wissen, schon als Kind Talent. Er zeichnet seine Mitmenschen im Profil:

„Zwei Augen aber fehlen nie,
denn die, das weiß er, haben sie."

Da wir um das Bestehen der AB. wissen, müssen wir hier eine Korrektur anbringen. Es müßte heißen: denn die, das sieht er, haben sie.

Es muß uns interessieren zu erfahren, wie das Verhältnis des Eidetikers zu seinem eigenartigen Naturtalent aussieht. Ich kann gleich vorausschicken: sehr verschieden. Manche müssen sich in einen ganz besonderen seelischen Zustand versetzen, um AB. von dargebotenen Gegenständen zu erzeugen. Für sie ist das Erzeugen von AB. eine gern gepflegte Kunst. Für viele andere ist die Entstehung von AB. eine Selbstverständlichkeit wie für uns Wahrnehmung und Vorstellung. Die nachfolgenden Selbstschilderungen geben ein Bild des subjektiven psychischen Verhaltens zu den eidetischen Erscheinungen. (5)

Einem Knaben wird das Bild eines Innenraumes vorgelegt: „‚Ich komme mir vor, als ob ich selbst zu dem Bilde gehöre. Ich bin mit in dem Zimmer und stehe hier vorn in der Ecke. Mich selbst, wie ich hier augenblicklich auf dem Stuhle sitze, habe ich dann ganz vergessen'. Gerade hierdurch unterscheidet sich die Betrachtung eines AB. von der gewöhnlichen Betrachtungsweise. Diese (letztere) ist aber die natürliche." Ein erwachsener Eidetiker gibt folgende Schilderung: „Der Raum, der mit der eigenen

Person verbunden gedacht wird, soll als ‚Eigenraum' bezeichnet werden. Der Eigenraum ist meist das Versuchszimmer, aber nicht notwendig, da auch von dem Versuchszimmer abstrahiert werden und der Eindruck auftreten kann, daß ich selbst vor dem Gegenstand stehe und in dessen Raum versetzt sei. Das AB. ist im Eigenraum, das VB. nicht. Das AB. habe ich entweder hier im Versuchsraum sitzend vor mir, oder ich bin selbst dort, z. B. in dem Garten bei Agnes Bernauer (der Gestalt eines Dramas von Otto Ludwig, aus dem er sich VB. und AB. machen sollte). Das VB. besitzt entweder gar keine Beziehung zum Raum oder es ist jedenfalls nicht da, wo ich selbst bin, sondern ich sehe von meinem eigenen Standort aus auf den Raum des VB. hin, z. B. auf den Garten bei Agnes Bernauer. Je lockerer die räumliche Beziehung zu mir ist, um so mehr hat das Gedächtnisbild den Charakter des VB. Am lockersten ist diese Beziehung zu mir, wenn das VB. gar keine Beziehung zum Raum hat." Und weiter: „Beim VB. besteht der Eindruck der reinen Betrachtung, der Passivität und des Unbeteiligtseins, beim AB. der Eindruck der Aktivität und des Beteiligtseins." Dieses allgemeine Beteiligtsein einschließlich des räumlichen Beteiligtseins bezeichnet diese VP. als den „wesentlichen" Unterschied in dem inneren Verhalten bei AB. und VB. „Wenn auch die Deutlichkeit beim VB. sehr groß sein kann und dem AB. kaum etwas nachzugeben braucht, so ist doch das AB. eindringlicher; es birgt mehr Leben in sich, packt ganz anders und erzeugt ein Gefühl des Beteiligtseins; beim VB. bin ich mehr unbeteiligt, mehr kontemplativ."

„Die Betrachtung der AB. ist affektiv gefärbt, sie ist verknüpft mit einer freudigen, den Gegenständen entgegenkommenden Stimmung, die anhält, solange das Bild da ist. Unerfreuliches tritt zurück oder ändert sich. Besonders spricht zu mir die Form, sie erscheint mir als Ausdruck eines innern Lebens und einer innern Wesensart des Gegenstandes, die ich unmittelbar mitzuschauen meine. Lebende Objekte, bei denen diese innere Wesensart sich deutlicher aufdrängt, geben auch deutlichere AB. als tote. Die Form ist dort vielmehr der Ausdruck eines innern Lebens. Bilder von Leblosem, etwa von Werkzeug, verschwinden sehr rasch und sind auch undeutlich, denn hier ist es kaum möglich, ein inneres Leben hineinzuschauen."

Gerade diese letzten, so besonders charakteristischen Worte, „ein inneres Leben in den Gegenstand hineinschauen", und die Bezeugung der größeren Schwierigkeit dieses Aktes beim leblosen Objekt legen es nahe, diese Art der Teilnahme am Gegenstande mit „Partizipation" zu bezeichnen. Wir ver-

binden mit diesem Wort eher als mit dem deutschen „Teilnahme“ die Vorstellung einer Regression. Wie diese „Partizipation“ die Aufmerksamkeit lenkt, zeigt deutlich die folgende Ausführung: „Beim Auffassen einer Form, die zu einem Gefühl spricht, sei es nun eine Landschaft, ein Tier, ein Mensch, ein Gesicht, umfahre ich sie mit dem Blick und dieses ist mit einem ähnlichen Gefühlswert verknüpft wie ein kosendes Streicheln. Dieses selbe Verhalten wird eher noch in stärkerem Maße von dem AB. herausgefordert; ich kann hier gar nicht anders, und das AB. scheint dadurch auch länger zu haften.“

Ein einfacher und interessanter Versuch bestätigt objektiv die Richtigkeit der subjektiven Schilderungen. Versuchspersonen im eidetischen Zustand zeigen eine erhöhte Reizschwelle. Kräftige Reize werden nicht apperzipiert, wenn AB. erzeugt werden, während im Zustande des Vorstellens die Registrierung dieser Reize ohne weiteres erfolgt. Ja, wird der immer mehr gesteigerte Reiz endlich wahrgenommen, so ist auch im selben Augenblick der eidetische Zustand gestört. Das AB. erlischt, die Versuchsperson findet sich in die reale Umgebung zurück.

Die Selbstschilderungen zeigen, daß, zum mindesten bei diesen eidetisch Begabten, die eidetische Anlage nur unter besonderen Bedingungen in Erscheinung tritt. Einmal ist eine bestimmte Affektlage nötig. Eine „freudige, dem Gegenstand entgegenkommende Stimmung“; außerdem aber muß der Gegenstand selbst bestimmte Eigenschaften haben: er muß für den Beschauer eine angenehme Wesensart besitzen. Die beiden Komponenten beeinflussen sich gegenseitig im Sinne der Abschwächung oder der Verstärkung. Ihr einheitliches Zusammenwirken fördert die Entstehung der „Partizipation“, dieses „Einsseins mit dem Gegenstande im Raum“.

Der Zustand der Partizipation ist vom psychoanalytischen Standpunkt aus nicht ohne weitere Überlegungen zu erfassen. Von der Identifizierung unterscheidet er sich dadurch, daß das Subjekt sich die Eigenschaften des Objekts nicht zu eigen macht. Er ist auch unterschieden von dem, was wir unter Introjektion wie auch unter Projektion verstehen. Weder wird der Gegenstand „ins Ich aufgenommen“, noch werden ihm Eigenschaften zugeteilt, die vom Ich stammen. Irgendwie mögen zwar alle eben genannten seelischen Prozesse im Zustand der Partizipation vor sich gehen, ja, durch ihn begünstigt werden; aber alle diese Begriffe reichen zur Erklärung der Partizipation selbst nicht hin. Ihr Wesen kann nicht erklärt werden als eine in der Richtung der Gleichmachung gehende Verähnlichung von Subjekt und Objekt. Ich und Gegenstand bleiben bei der Partizipation an

sich in ihrem Wesen unterschieden. Und doch geschieht gegenüber den uns bekannten Beziehungen des Vorstellens eine Vereinheitlichung. Sie geschieht aber nicht an den für Subjekt und Objekt charakteristischen individuellen Eigenschaften. Sie geschieht in bezug auf den Erlebnischarakter: beim Vorstellen erzeuge ich durch Hinlenken der Aufmerksamkeit den Gegenstand in meinem Gedächtnis. Ich habe bei diesem Erlebnis Realitätscharakter, der Gegenstand nicht. Das Vorstellungsbild wird als eine Funktion des Ichs erlebt. Auch der Eidetiker erzeugt den Gegenstand „in sich". Aber auf einem andern Wege. Er erzeugt eine Stimmung, die er, wie wir sahen, zu kennzeichnen vermag und aus der er ablenkbar ist, wie man durch Ablenkung eine Vorstellung zum Verschwinden bringen kann. Innerhalb dieser Stimmung aber, zu der er, wie die Selbstschilderungen zeigen, ebenso kritisch beschreibend zu stehen vermag wie der Nicht-Eidetiker zu seinem VB., bekommen Ich und Objekt gleichen Wirklichkeitswert. Sie sind einander zugeordnet, nicht über- oder untergeordnet, sind vereinigt im eidetischen Erlebnisraum. So fügt sich also der Gegenstand mit dem Beobachter zu einer subjektiven Einheit unter der Führung einer bestimmten Affektlage. Wird diese durch den Gegenstand nicht hervorgerufen, so findet kein eidetisches Erlebnis statt. Uninteressante Gegenstände vermögen keine Partizipation zu erzeugen, ja, „Unerfreuliches im Bilde tritt zurück oder ändert sich".

Wird diese Affektlage durch periphere Reize zerstört, so verwandelt sich die Zuordnung von Subjekt und Objekt in eine Über- respektive Unterordnung in bezug auf den Wirklichkeitscharakter. Der Gegenstand wird also im Falle des Vorhandenseins dieser bestimmten Affektlage ganz anders und unvergleichlich näher mit dem Ich in Beziehung gebracht, als wenn sie fehlt. Diese selektive Eigenschaft des Affekts der Außenwelt gegenüber ist der Psychoanalyse bekannt. Sie hält sie für eine der ältesten Formen der Realbeziehung und schreibt sie dem narzißtischen Stadium zu, in dem „die Außenwelt in einen Lustanteil (zerfällt), den (das Ich) sich einverleibt hat, und einen Rest, der ihm fremd ist". (6) Wir meinen allerdings, daß bei diesem selektiven Vorgang die Einverleibung des Objekts nur einen möglichen Spezialfall darstellt. Man kommt wohl dem Verständnis der eidetischen Erscheinung näher, wenn man statt von der „Einverleibung des Lustanteils" allgemeiner von einer Partizipation des Ichs an ihm spricht. Innerhalb dieses Rahmens erst wären — als Folgen der Auseinandersetzung des Ichs mit dem Objekt — Projektion, Introjektion, Identifizierung usw. als Sekundärvorgänge denkbar.

Wir haben den eidetischen Zustand der Selbstschilderer beschrieben als Partizipation, zu der ein kritischer Abstand besteht. Ohne diese Distanz wäre eine „objektive“, erklärende Beschreibung des Zustandes, in dem eidetisch erlebt wird, nicht denkbar. Wir können uns aber eine Realbeziehung denken, die sozusagen einheitlich ist, d. h. zu der keine kritische Distanz gewonnen werden kann. Eine Beziehung zur Umwelt also, die nur in einem Erlebnisraum vor sich geht, aus dem es kein Entweichen in den des Vorstellens und der Reflexion gibt. — Der Selbstschilderer vermag zu erklären: Ich befinde mich in einem bestimmten, so und so beschaffenen Gefühlszustande, in dem ich die Gegenstände sehe, als ob sie wirklich wären. Dem Einheitstypus wäre die Möglichkeit solcher Distanz genommen. Er würde lediglich beschreibend sagen können: ich sehe diesen und jenen Gegenstand. Bei ihm fiele das „als ob“ weg. Das eidetische Phänomen würde für diesen Typus die Vorstellung restlos ersetzen. Er müßte sich durch einen vollständigen Mangel an optischer Abstraktionsfähigkeit auszeichnen, denn die AB. sind in extremen Fällen — und es würde sich um extreme Fälle handeln — in ihrem optischen Wert den Wahrnehmungen am realen Gegenstande gleich, mögen sie auch in einzelnen Charakteristika, wie Dichte, Glanz, Beweglichkeit usw., von ihnen unterschieden sein. Beim Einheitstypus müßte infolgedessen Wahrnehmung und Vorstellung in einer eidetischen Einheit zusammenfallen.

Solche Typen sind nicht allzuselten beobachtet und genau untersucht worden. Die Untersuchungen legen nahe, daß unsere Vorstellung und unsere Art wahrzunehmen sich offenbar aus einer ursprünglichen eidetischen Einheit herausdifferenziert haben. Schon Goethe, der selbst eine Fülle von eidetischen Erscheinungen, ähnlich den von Varendonck beschriebenen, bei sich beobachtete, hat offenbar der Gedanke einer originären eidetischen Einheit nahe gelegen. Er schreibt in der Farbenlehre: „Hier (bei den Vorstellungen von sinnlicher Deutlichkeit) ist die Erscheinung des Nachbildes, Gedächtnis, produktive Einbildungskraft, Begriff und Idee, alles auf einmal im Spiele“. (7)

Wenn dieser primärnarzißtische Zustand, in dem die Partizipation Vorstellen und Wahrnehmen vereinigt, am Ursprung der Entwicklung unseres Verstandes steht, sozusagen eine undifferenzierte Frühform desselben darstellt, so müßten die Einheitstypen besonders Jugendliche sein. Das ist auch der Fall. Die oben angeführten Selbstschilderungen stammen beinahe alle von Erwachsenen oder wenigstens von älteren Schülern. Selbstschilderungen beweisen ja — wir sahen es — eine Distanz zur eidetischen Erscheinung,

die der Einheitstypus niemals besitzen könnte. Wir erhalten denn auch von ihm nie eine kritische Würdigung des für ihn selbstverständlichen Zustandes der Partizipation. Seine einzigen Angaben betreffen die Wahrnehmungsinhalte selbst. — So antwortet einer auf die Aufforderung hin, sich ein Tintenfaß zu denken: „Was ist denken? Das ist doch, wenn man etwas sieht?" Und auf die Antwort, daß man Gedachtes nicht notwendig zu sehen brauche: „Das ist doch immer so. Was man denkt, das sieht man. Wenn ich in Travemünde bin und denke an zu Hause, dann bin ich zu Hause". (5)

Vom Standpunkt des reflektierenden Verstandes aus, der unsere bewußte Beziehung zur Welt der Objekte vermittelt, erscheint uns das bildhafte Erleben recht wenig differenziert. Im Verhältnis zu unseren scharf umrissenen begrifflichen Vorstellungen will uns jenes wie ein unbestimmt zwischen Ich und Umwelt flutendes Erleben erscheinen, in dem die Ichgrenzen verschwommen und beweglich bleiben. Weit mehr als die am abstrakten Begriff orientierte Vorstellung hängt das anschauungsmäßige Realitätserlebnis von unwägbaren unbewußten Einflüssen ab. Das Band, das Ich und Umwelt verbindet, ist nicht das individuelle des in der Ontogenese gewordenen Verstandes, sondern das Überindividuelle, Phylogenetische der Es-Struktur.

Der individuellen Differenziertheit unseres zum Vorstellen und zur Reflexion befähigten Bewußtseins steht im Eidetiker ein integrierter Erlebnistyp (Jaensch) gegenüber, den wir als ursprünglich ansprechen müssen. Der eidetische Bewußtseinszustand scheint dadurch ausgezeichnet, daß er entsprechend seiner integrierten Natur kein analytisches Urteilsvermögen besitzt. Er erlebt die Umwelt lediglich in der Partizipation, jenem „weit umfassenderen, ja . . . allumfassenden Gefühl, welches einer innigeren Verbundenheit des Ichs mit der Umwelt entspricht". (8)

Es wäre wohl kaum möglich, für diese Teilnahme an der Umwelt bezeichnendere Worte zu finden als die, mit denen Freud den primärnarzißtischen Erlebnistypus darzustellen strebte.

Wenn wir die Beziehung der hier besprochenen Bewußtseinstypen zum eidetischen Ichgefühl der Reihe nach durchgehn, so fallen uns folgende Verschiedenheiten auf:

Der Einheitstypus lebt noch ganz und gar im Rahmen dieses „primären Ichgefühls". Ihm fehlt das Gegenstück, an dem er dieses sein naives Erleben messen, werten oder entwerten, mit dessen Hilfe er es oder Teile von ihm verdrängen könnte.

Nicht so der Typus, zu dem unsere Selbstschilderer gehören. Er besitzt

in der intellektuellen Überbauung ein kritisches Organ, von dem aus er ein Urteil über den eidetischen Zustand zu fällen vermag. Aber auch in ihm hat sich noch dieses primäre Ichgefühl bewußt und alltäglich erlebbar erhalten. „Es stellt sich" — um die Worte Freuds zu gebrauchen — „dem enger und schärfer umgrenzten Ichgefühl der Reifezeit wie eine Art Gegenstück an die Seite . . . und die zu ihm passenden Vorstellungsinhalte wären gerade die der Unbegrenztheit und der Verbundenheit mit dem All". (8)

Dieses „Ichgefühl der Reifezeit" ist bei Typen, die, aus welchen Ursachen immer, sich angewöhnt haben, vorwiegend ihren kritischen Verstand im praktischen Leben zu betätigen, derart entwickelt, daß man von einem ontogenetisch älteren Gegenstück des Ichgefühls, mit dem eine bewußte Auseinandersetzung erfolgen könnte, kaum oder nicht mehr reden kann. Bei solchen „desintegrierten" Typen, wie Jaensch sie nennt, bleibt das primäre Ichgefühl mit seinem bildhaften Erleben gewöhnlich unbewußt. Es taucht in Form von schwerverständlichen oder unverständlichen „innern AB." nur unter besonderen Umständen auf; dann nämlich, wenn das Denken aus irgendeinem Grunde versagt oder von starken Affekten überrannt wird. Bei starker Ermüdung schlagen abstrakte Gedankengänge leicht in konkrete Bildvorstellungen um, die sich zum Unterschied von jenen eindeutigen Vorstellungen durch ihre Vieldeutigkeit auszeichnen, womit sie ihre Zugehörigkeit zu einer integrierten Erlebnisschicht verraten. Hierher gehören die hypnagogen Halluzinationen, wie sie Silberer (3) an sich selbst bei Übermüdung beobachtet hat. Auch eine Zerstörung der höheren Hirnfunktion, an die die Denkfunktion geknüpft ist, veranlaßt ein Hervortreten jener elementaren Bewußtseinsschicht. Immanuel Kant, der Prototyp eines Intellektuell-Desintegrierten, verfällt in den letzten Lebensjahren einer senilen Demenz, in der sich eine bildhafte Ausdrucksweise entwickelt, die ihm zeitlebens fremd war. Sein Biograph Wasianski schreibt: „Im Reden drückte Kant, besonders in den letzten Wochen seines Lebens, sich sehr uneigentlich aus . . . weil (sein Schlafzimmer) einen grünen Ofen hatte, so nannte er das Schlafengehn: an den grünen Ofen gehn . . . Als beim Tische von der Landung der Franzosen in England gesprochen wurde, so kamen in diesem Gespräche die Ausdrücke: Meer und festes Land vor. Kant sagte, es sei zu viel Meer auf seinem Teller und fehle an festem Lande; er wollte damit andeuten, das er im Verhältnis mit der Suppe zu wenig feste Speise habe". (7)

Während diese Typen sich wohl durch eine starke „Desintegration" und daher durch eine mehr oder weniger große Fremdheit dem eidetischen Er-

lebnis gegenüber auszeichnen, steht der in der psychoanalytischen Literatur bekannte Varendonck dem Auftreten der Bilder innerlich weit weniger fern. Er ist darum, zum Unterschied von Silberer, fähig, längere Zeit beobachtend bei seinen inneren AB. zu verweilen, ohne befürchten zu müssen, daß die auf sie gerichtete Aufmerksamkeit die Erscheinung verdränge. Darum ist er auch imstande, sie nicht nur den Inhalten nach, sondern auch der Grundstimmung nach zu beschreiben. Er tut es mit ähnlichen Worten wie die Selbstschilderer: „Die Verbildlichung" — schreibt er — „scheint ein konstantes Merkmal des vorbewußten Denkens zu sein, und als zweites führe ich an, daß der Tagträumer bei den Bildern, die an seinem geistigen Auge vorüberziehen, gleichzeitig als Mitspieler und als Zuschauer beteiligt ist." (S. 36/37.)

Aber selbst derjenige, der, extrem desintegriert, dem eidetischen Erlebnis bewußt vollständig fernsteht, sinkt in einem Zustande auf die eidetische Erlebnisschicht: im Schlaf, in dem die höheren Funktionen des Seelenlebens ausgeschaltet sind, regrediert das Bewußtsein zu jenen Schichten bildhaften Erlebens. Den intellektuell erfaßbaren Rest dieser Seelenvorgänge erhascht unser wiedererwachendes Tagesbewußtsein im manifesten Trauminhalt. Der Traum beweist schon dadurch seine Zugehörigkeit zu einer undifferenzierten, integrierten Erlebnisschicht, daß seine Elemente — wie wir lange schon wissen — überdeterminiert sind.

Der experimentelle Nachweis des Einheitstypus mußte Jaensch besonders naheliegen, ist doch das Gelingen desselben der erste Schritt zum exakten Nachweis der seit langem bereits auf der Hand liegenden Tatsache, daß unsere Vorstellung und damit auch unsere Wahrnehmung aus einer ursprünglichen eidetischen Einheit im Verlauf der individuellen Entwicklung hervorgegangen ist.

Den Nachweis hat Krellenberg in jener bereits oben berücksichtigten Arbeit (5) erbracht.

Es ist kurz nachzutragen, daß AB. bei eingehender Untersuchung zwei Komponenten erkennen lassen, einen Nachbild- und einen Vorstellungsanteil. Das nachbildnahe AB. ist offenbar direkt vom Netzhautbild beeinflußt und zeigt, wie sich unter besonderen Versuchsbedingungen nachweisen läßt, Eigenschaften, wie wir sie von den uns allen bekannten Nachbildern kennen, die auftreten, wenn wir beispielsweise ein dunkles Fensterkreuz vor hellem Himmel fixiert haben: bei Augen- und Kopfbewegungen bewegt es sich mit, bei Projektion auf einen Hintergrund vergrößert es sich proportional zur Entfernung desselben usw.

Das vorstellungsnahe AB. nun ist eine Synthese aus beliebig vielen Netzhautbildern und stellt eine zentrale sekundäre Verarbeitung derselben dar. Es steht auch damit in naher Beziehung zu Affekt- und Willensimpulsen, kurz zu höheren seelischen Funktionen, was es dem VB. näherrückt.

Ein Nachbild wird erzeugt, wenn der Gegenstand, von dem ein Gedächtnisbild erzeugt werden soll, längere Zeit unter starrer Fixierung eines Punktes beobachtet wird. Ein AB., wenn der Gegenstand längere Zeit aufmerksam mit vertieftem Sehen durchwandert und mit Interesse aufgenommen wird. Ein VB. aber entsteht, wenn das Objekt nur sehr kurze Zeit exponiert wird.

Je weiter nun ein Eidetiker vom Einheitstypus entfernt ist, desto deutlicher wird der Unterschied dieser drei Kategorien von Gedächtnisbildern im Experiment. Beim Einheitstyp fallen sie unter sich und mit der Wahrnehmung zusammen. In welcher Weise auch ein Objekt dem Auge geboten wird, ob kurz, ob flüchtig, ob bei ruhender oder bewegter Aufmerksamkeit, immer entsteht das gleiche Gedächtnisbild, ein AB., das den Charakter der Wirklichkeit trägt.

Die Aufspaltung dieser eidetischen Einheit in ihre Komponenten kann wohl verschiedene Ursachen haben, die sich zum Entwicklungsanreiz ergänzend zusammenfinden können. Ein interessanter Versuch zeigt uns einen physiologischen Anteil, der an dieser Aufspaltung ohne Zweifel beteiligt ist. Es ist der Salzstoffwechsel. Durch chronische Kalziumzufuhr zerfällt die eidetische Einheit. Die nachbildnahe Komponente wird eliminiert. Erstmals treten, wie beim Nicht-Eidetiker, komplementär gefärbte Nachbilder auf; das AB. ist geschwächt, nur diejenigen Bildteile werden zu AB., zu denen eine sympathische affektive Beziehung vorhanden ist, und endlich entstehen erstmalig nicht bildhafte Vorstellungen bei kurzfristig exponierten Objekten. Nach Aufhören aber der Kalziumzufuhr stellt sich in lytischem Abfall die eidetische Einheit wieder her.

*

Die Fähigkeit, AB. zu erzeugen, ist nicht nur ein Residuum, das als unbrauchbares Relikt älterer Erlebnisschichten neben der höheren Funktion des Denkens ein unnötiges Dasein führt. Durch diesen letzten Ausläufer sind wir nicht nur mit unserem Ursprung verbunden, über den wir uns in der individuellen Entwicklung erheben, sondern auch mit unseren Mitmenschen, von denen wir uns ja nur im individuellen Denken und Handeln unterscheiden. Denn in jenen Schichten, in denen die Erfahrungen der Art niedergelegt sind, sind die Menschen einander gleich wie Tiere derselben Spezies.

Der Kern unseres individuellen Denkens und Handelns entwickelt sich an den frühkindlichen Triebversagungen. Diese führen allmählich zu einer Wandlung der Motorik: die ursprünglichen Triebhandlungen werden, da sie ihr Ziel, die Befriedigung, nicht erreichen, entwertet und durch andere, angepaßte Handlungen ersetzt. Geschieht dieser an sich immer eintretende Wandel unter besonders kräftigem erzieherischem Druck, so wird der Zusammenhang zwischen den ursprünglichen Erlebnisqualitäten und den erworbenen Handlungsfähigkeiten zerstört. Eine aktive Unterdrückung der Betätigung ursprünglicher libidinöser Impulse einerseits und aktive Dressur zu milieugerechtem Benehmen andrerseits führen zu einer besonders kräftigen Abspaltung und Verdrängung der Libido und damit zu einer Verarmung des Ichs an ursprünglicher Erlebnisfähigkeit. Wir dürfen annehmen, daß sich das Ich um so schärfer vom Es sondert, je mehr üble Erfahrungen die biologisch angelegten Reaktionen erzeugen. In allererster Linie scheint dabei die motorische Reaktionsfähigkeit zu leiden, deren frühe Umwandlung in sprachgebundenes Denken immer ein Zeichen dafür ist, daß besonders große Versagungen zu einer besonders kräftigen reaktiven Ichbildung geführt haben.

Die Konsequenz dieser Gedankengänge würde in der Annahme bestehen, daß die eidetische Fähigkeit verschwinden müßte, wo das erzieherische Milieu motorische Impulse in jeder Form besonders kräftig unterdrückt und an ihrer Stelle das Denken, die Sprache (und das kasernenhofmäßige Turnen auf Kommando) pflegt, womöglich losgelöst vom Gegenständlichen, das durch die Autorität ersetzt wird. Es müßte länger erhalten bleiben, wo die Motorik an ihrem Gegenstande, der freigewählten Objektwelt, entwickelt wird, und wo Denken und Sprache lediglich der Verständigung über diese lebendigen Vorgänge dienen und an ihnen aufgebaut werden.

Ich schildere hier den Gegensatz zwischen dem alten Schulsystem der Lernschule und dem neuen der Arbeitsschule mit ihrem Gestaltungsunterricht.

Die Untersuchungen, die Jaensch in dieser Hinsicht durchführte, zeigen ein verblüffendes Resultat: Der Prozentsatz an Eidetikern war unter Schülern aus modern geleiteten Schulen noch erheblich groß, während die Fähigkeit, AB. zu erzeugen, bei Schülern aus Schulen alten Systems nicht mehr angetroffen wurde.

Keine Wissenschaft ist so früh auf die in sinnlichen Bildern erlebende archaische Schicht der Seele aufmerksam geworden wie die Psychoanalyse und keine hat sich mit ihren Inhalten so intensiv und mit so fruchtbaren

Resultaten befaßt. Um so erstaunlicher ist es, daß es nicht ihr vorbehalten war, zu entdecken, daß es sich hier um eine Erlebnisqualität handelt, der nicht unbedingt das Kriterium ichfremd zu sein anhaftet, sondern die sich direkt mit der bewußten Wahrnehmung verbunden zeigen kann, ja deren Reste in jedem einen wichtigen Beitrag an die Wahrnehmungsvorgänge liefern, einen Beitrag, der diese erst eigentlich verlebendigt und verstehbar macht.

Es ist gewiß kein Mangel an forscherischer Initiative, der uns hier veranlaßt, unser psychologisches Wissen auf ureigenstem Gebiet von einer uns vorerst wesensfremden Forschungsrichtung bereichern zu lassen. Es ist wohl die Ungunst unseres Materials, die uns dazu zwingt, diese Anleihe zu machen.

Es ist klar, daß kein Mensch dem bewußten eidetischen Erleben so fern steht wie der Neurotiker. Wenn wir den eidetischen Einheitstypus als den extrem Integrierten bezeichnet haben, so müssen wir den Neurotiker — ich meine in erster Linie den Zwangsneurotiker und den Schizoiden — als extrem desintegriert bezeichnen. Der Sexualverdränger verdrängt damit zugleich auch die eidetische Anlage. Denn wenn es eine motorische Reaktion gibt, die als biologisch vorbedingt, als Reaktion der Art, aufgefaßt werden muß, so ist es die der infantilen Sexualität und ihrer Vorstufen. Sie ist zwangsläufig an jene frühkindliche, bildhaft erlebende Wahrnehmungsqualität verhaftet, ja es wäre richtiger zu sagen, sie ist mit ihr eins. Stößt sie auf Versagungen, so wird mit ihr auch jener bildhafte Erlebnistyp verdrängt, in dem sie erstmalig erlebt wurde, und in dem sie überhaupt nur erlebt werden kann. Meldet sich das Verdrängte wieder, so taucht auch das bildhafte Erleben wieder auf, im Traum, in der Onaniephantasie.

Wir haben gesehen, daß ein Reiz von einer gewissen Stärke als Schock wirkt, der das Erzeugen von Anschauungsbildern hemmt oder bereits erzeugte Anschauungsbilder zerstört, so daß nur noch eine abstrakte Vorstellung des sonst bildhaft vorgestellten Gegenstandes zurückbleibt. Eine entsprechende schockartige Unterbrechung stellt nun die frühkindliche Triebversagung durch die Eltern dar: die unterdrückten libidinösen Handlungen sind als Äußerungen einer ursprünglichen Erlebnisqualität zu verstehen, der auch das Vermögen, AB. zu erzeugen, angehört. Wir haben oben erfahren, welch enge Beziehung die eidetische Fähigkeit zur spontanen motorischen Äußerung hat. Wir dürfen annehmen, daß, wo diese radikal unterdrückt wird, mit ihr die eidetische Fähigkeit der Verdrängung anheimfällt.

Es liegt unter diesen Umständen nahe, zu vermuten, daß bei den schweren Neurosen bereits im elterlichen Milieu die Bedingungen vorhanden waren, die Jaensch im alten Schulsystem für das vorzeitige Verschwinden der eidetischen Fähigkeit verantwortlich macht: wenn die Eltern von der Regulierung des Essens, der Reinlichkeits- und Ordnungsgewöhnung an bis zum genitalen Sexualverbot dem anlagemäßigen motorischen Ablauf überall Versagung, Verbot und Zwang entgegensetzen, nötigen sie das Kind zu einer spezifischen Anpassungsleistung an ihre Person zu Ungunsten der spontanen Umweltbeziehung.

Wenn sich aber die schwere Neurose auch durch den Verlust an spontaner Handlungsfähigkeit auszeichnet, so ist doch bei ihr die Motorik nicht etwa verschwunden. Was wir aber an Handlungen wahrnehmen, mutet oft eigenartig unpersönlich an. Die gehemmten, angelernten Bewegungen erinnern uns daran, daß die Eltern nicht nur verbieten, sondern daß sie überdies den Ehrgeiz haben, dem Kinde an Stelle der „schlechten" „gute" Handlungen anzugewöhnen. Wenn das Kind von sich aus schließlich die von ihnen bestimmten Handlungen ausführen kann und will, so ist das dem Erzieher und schließlich dem Kinde selbst ein Beweis, daß statt der libidinösen eine neue, die „moralische" Umweltbeziehung gefunden ist. Das neue „moralische Handlungsschema", das über das alte, triebhafte den Sieg davonträgt, wird vertreten durch das Über-Ich. Dieses moralische Handlungsschema ist sozusagen die Narbe, die an Stelle der traumatisch versagten Triebhandlung entsteht.

In der Tendenz, spontan mit Gestus und Mimik auf Anschauungsbilder zu reagieren, in ihrer Umformung unter der Einwirkung motorischer Impulse, zeigt sich die innige Beziehung der eidetischen Erscheinungen zur Motorik. Wir können das AB. respektive den eidetischen Anteil jeder Wahrnehmung als ursprüngliches optisches Handlungsschema ansprechen. Wir dürfen im Gegensatz dazu vermuten, daß das „moralische Handlungsschema" der sinnlichen Anschauung prinzipiell enträt. Bei der anerzogenen Handlung schaltet sich, wie wir wissen, allemal zwischen Subjekt und Objekt eine dritte Instanz, das versagende erzieherische Milieu ein, das später in das Über-Ich eingeht. Das Über-Ich reproduziert automatisch in jedem neuen Falle den in der kritischen Zeit der frühen Kindheit gesetzten Schock, der die Libido zu einem großen Teil vom Objekt abzieht und an Stelle der eidetischen Partizipation Angstspannung dem Erzieher gegenüber erzeugt. In der Auseinandersetzung mit dem Erzieher im Hinblick auf das Objekt entstand einst die von ihm geforderte Bewegungsfolge, die später

zu der vom Über-Ich vertretenen moralischen Handlung wird. Diese Handlung, obwohl vom Objekt ausgelöst und sich zuletzt an es zurückwendend, ist also doch eigentlich vom Über-Ich bedingt, das sich im extremen Falle jederzeit zwischen Subjekt und Objekt schiebt. Jede Handlung findet so in einer den eidetischen Vorgang hemmenden libidinösen Aufspaltung zwischen Objekt und Über-Ich statt.

Die Verlötung jeder möglichen spontanen Reaktion mit einem diese spontane Reaktion hemmenden Über-Ich-Anteil äußert sich als mehr oder weniger kräftige narzißtische Fixierung an die Liebesobjekte der ersten Kindheit.

Haben die Eltern es verstanden, das Kind in der Kontinuität mit seinen naturgegebenen Umweltbedingungen so weit als möglich zu erhalten, so rettet es davon jenen notwendigen Rest in die Latenzzeit hinein, der ihm einen mehr oder weniger hohen Grad von reaktiver Elastizität gewährleistet.

Im extremen Fall aber kann der Herangewachsene ohne seine Eltern nicht mehr leben. Sie ersetzen ihm die Welt. Die anlagemäßigen spontanen Abläufe sind verlassen worden. An die Stelle der unmittelbaren triebhaften Beziehungs- und Verständigungsmöglichkeiten tritt als Erfolg der erzieherischen Hemmung die mittelbare intellektuelle Beziehung. Das Individuum wird dadurch zum narzißtischen Individualisten. Außerhalb des elterlichen Milieus, in der Kollektivität, vermag der so Geschädigte seine Umwelt nicht zu verstehen, ist sie ihm doch seinerzeit im Keim entwertet worden. Reale Situationen, die dazu auffordern, gemäß der Art im Sinne des phylogenetisch vorgezeichneten Ablaufs zu reagieren, sind für ihn Versuchungssituationen, auf die er mit einem Rückzug auf das moralische Handlungsschema seines Über-Ichs antwortet. Er introvertiert und regrediert, um doch nur überall statt der Abfuhr Verbot und Zwang zu finden. Je mehr traumatische Reminiszenzen das Über-Ich birgt, je kräftiger es also jede auftauchende Triebregung hemmen und vom Objekt abziehen kann, je weniger Libido also der Wahrnehmung zufließt, desto weniger lebendig wird der Gegenstand erfaßt. Das Gedächtnisbild des Neurotikers ist besonders gering an synthetischer Kraft. Die belebenden Reste der ursprünglichen eidetischen Erlebnisschicht, die das Wahrgenommene von vornherein in die Beziehung zum wahrnehmenden Wesen bringt, haben um so weniger Teil am Vorstellungsinhalt, je stärker das narzißtische Gepräge ist. Von AB. kann hier längst keine Rede mehr sein. Im extremen Fall wird die Realität nur noch in unpersönlichen Vorstellungsklischees begriffen. Am Ende dieser Reihe steht der Schizophrene. Seinen affektlosen,

jeder Spontaneität entbehrenden Beziehungen zum Leben steht die Halluzination gegenüber, diese zwar vom Ich abgespaltene, objektfernste, aber Wahrnehmungscharakter tragende Produktion von Erinnerungsspuren: ein Durchbruch des Verdrängten ins Bewußtsein.

*

Wenn es noch nötig ist, das therapeutische Prinzip der Psychoanalyse zu rechtfertigen, so geschieht das durch den eidetischen Tatsachenkreis. Er macht es von einer neuen Seite her verständlich, warum der Grad der psychoanalytischen Heilung vom Grad der Aufdeckung der infantilen Amnesie abhängt. Das ideale Resultat der psychoanalytischen Kur ist die Wiederherstellung einer vollkommenen Integrität und damit einer breiteren, über das Intellektuelle hinausreichenden Lebensbasis. Durch das Aufdecken des verdrängten Anteils der Beziehungen von Trauminhalten und Erlebnisinhalten überhaupt wird die infantile Amnesie nach und nach behoben. Denn an den verdrängten Kindheitserlebnissen hängt die verdrängte phylogenetische Erlebnisqualität, in der sich die frühkindliche Beziehung zur Umwelt abspielte. Sie wirkt sich beim Erwachsenen nur aus der Verdrängung aus. In der Behandlung zeigt sie sich in den besondern affektiven Merkmalen der Übertragung. Aber wenn sie auch in dieser Fassung sich zum ersten Male wieder an ein Objekt der Außenwelt wendet, so verschafft doch erst das Wiedererleben der ursprünglichen Fassung der infantilen traumatischen Erlebnisreihe dem Bewußtsein die Herrschaft über den überindividuellen Reaktionstypus der frühinfantilen eidetischen Phase. In der Übertragungssituation erleidet das an den Über-Ich-Forderungen orientierte Bewußtsein noch die Erregungen dieser tiefen Erlebnisschicht. Erst in der lebendigen Wiedererinnerung der frühkindlichen Erlebnisse vermag das Ich das Über-Ich so weit zu wandeln, daß ihm von nun an eine Beherrschung der Gesamtpersönlichkeit und damit eine Überwindung der Milieubedingtheit gelingen kann. Die Aufhebung der infantilen Amnesie ist der eigentliche soziale Akt der Psychoanalyse.

Literatur

1) Diese Arbeit stützt sich in erster Linie auf das von E. R. Jaensch in Marburg herausgegebene Sammelwerk „Über den Aufbau der Wahrnehmungswelt und die Grundlagen der menschlichen Erkenntnis" (2. Aufl., Leipzig 1927), das die praktischen und theoretischen Grundlagen der Jaenschschen Schule enthält. Berücksichtigt wurde ferner: E. R. Jaensch: „Die Eidetik und die typologische Forschungsmethode" (2. Aufl., Leipzig 1927), ein kurzer Abriß, in dem hauptsächlich die

Bedeutung für die Jugendpsychologie und die Pädagogik berücksichtigt wird. Weitere Arbeiten, in erster Linie diejenigen über das eidetische Problem auf akustischem Gebiet, und die bedeutungsvolle Arbeit von Walter Jaensch: „Grundzüge einer Physiologie und Klinik der psychophysischen Persönlichkeit“ (Berlin 1926) sind hier noch nicht berücksichtigt worden. Nur die Begriffe „integriert“ und „desintegriert“ gehen auf sie zurück.

2) Freud: Traumdeutung. VII. Kapitel. Ges. Schriften, Bd. II, S. 464.

3) Herbert Silberer: Bericht über eine Methode, gewisse symbolische Halluzinationserscheinungen hervorzurufen und zu beobachten. Jahrbuch für psychoanalytische Forschungen I.

4) J. Varendonck: Über das vorbewußte phantasierende Denken. Int. Psa. V., Wien 1922.

5) Zitiert nach Paul Krellenberg: Über die Herausdifferenzierung der Wahrnehmungs- und Vorstellungswelt aus der originären eidetischen Einheit. V. Arbeit aus: „Über die Vorstellungswelt der Jugendlichen und den Aufbau des intellektuellen Lebens“, herausgegeben von E. R. Jaensch (Zeitschrift f. Psychologie. J. A. Barth, Leipzig 1921).

6) Freud: „Triebe und Triebschicksale.“ Ges. Schriften, Bd. V, S. 461.

7) Zitiert nach Karl Birnbaum: „Psychopathologische Dokumente“ (Berlin 1920).

8) Freud: „Das Unbehagen in der Kultur“ (Wien 1930), S. 11.

Kinderzeichnungen bei offenen und geschlossenen Augen

Untersuchungen über die unterschwelligen kinästhetischen Vorstellungen

Vortrag in der „Pädologischen Gesellschaft" an der Nordkaukasischen Universität zu Rostow am Don im Winter 1928

Von

S. Spielrein

Aus dem Russischen übertragen von N. A. Spielrein

Meinem Vater gewidmet

Ehe wir in die Untersuchung des Einflusses der kinästhetischen Erfahrungen auf die Struktur unseres Denkens eintreten, möchte ich eine kurze Übersicht über die bisher übliche Betrachtung der Denkformen geben. Ich will mich dabei an die gebräuchliche psychologische Terminologie halten, obwohl sie nicht ganz erschöpfend ist. Sie ist aber, meiner Meinung nach, jedenfalls zutreffender als die „reflexologische" Terminologie der von Pawlow und Bechterew begründeten reflexologischen Schule.

Wie denken wir? Legt man diese Frage einer größeren Anzahl von Personen vor, so pflegen die meisten auf Grund ihrer Selbstbeobachtung zu antworten: „Ich denke mit Worten, in Sprachform." Einige von ihnen werden aber sagen, daß das Denken eher in visuellen Bildvorstellungen vor sich geht. Manche Forscher, wie z. B. Professor Wassiltschikow, behaupten, daß Kinder in Bildern, Erwachsene aber in Sprachform denken (vgl. auch die Forschungen der Marburger „eidetischen" Schule,[1] ebenso die Aus-

1) E. R. Jaensch: „Über den Aufbau der Wahrnehmungswelt." 2. Aufl. 1927; „Die Eidetik und die typologische Forschungsmethode." 2. Aufl. 1927. — Henning: „Das Urbild." Ztschr. f. Psychologie 94. 1924; „Neue Typen der Vorstellungsbilder

führungen von Freud über den wahrscheinlich organisch-halluzinatorischen Charakter des frühkindlichen Denkens). Die Meinungsverschiedenheit läßt sich dadurch erklären, daß Erwachsene gleichzeitig sowohl sprachlich als auch in Bildern, hauptsächlich in gesichts-kinästhetischen Bildern denken. Bei Selbstbeobachtungen gewahren wir je nach unserer Konstitution und den Bedingungen des gegebenen Momentes bald den sprachlichen, bald den bildlichen Teil des Denkprozesses.

Beweise für eine gleichzeitige Kooperation der sprachlichen sowie der bildlichen Denktätigkeit lassen sich sowohl auf theoretischem, als auch auf experimentellem Wege erbringen.[1]

I) Wenn wir irgendeinem Gegenstande oder Begriffe einen Namen beilegen wollen, sei er klangimitierender oder symbolischer Art, so verbinden wir die Namensbeilegung mit einer Vorstellung, welche aus Bewegungs-, Farb-, Geruchs- und anderen Empfindungen besteht. Hieraus erhellt, daß das betreffende Nennwort in uns sich auf die bildlichen Bewegungs-, Farb- und andere Empfindungen stützt und diese Bildvorstellungen in uns hervorruft, seien es bewußte oder vorbewußte Vorstellungen oder gar „Vorstellungsbereitschaften".

II) Wenn wir unsere Sprache verständlicher machen wollen, so geben wir „konkrete Beispiele", wir nehmen „bildliche Vergleiche" zu Hilfe, d. h. wir verwandeln die abstrakt-wörtliche Form unserer Sprache in eine Bildersprache, die aus primären Empfindungen und Organempfindungen entstanden und mit ihnen eng verknüpft ist, daher auch „Organsprache"[2] genannt wird.

III) Die Bild- oder Organsprache finden wir zunächst deutlich in unseren Träumen. Dort tritt das Sprachdenken ganz in den Hintergrund. An dessen Stelle rückt das bildliche Denken, respektive das Sehdenken (Gesichtsbilddenken) oder richtiger das Gesichtsbild-kinästhetische oder symbolische Denken. Das Symbolisierungsproblem ist bis jetzt noch nicht genügend gelöst, obwohl viele Forscher es bereits versuchten. Die Psychoanalyse

und die Entwicklung des Vorstellens." Ztschr. f. angew. Psych. 22. 1923. — Karger: „Die eidetische Anlage der Jugendlichen in ihrer Bedeutung für die Klinik und die Schulleistungen." Klin. Wochenschr. 1925. Nr. 47.

1) Vgl. S. Spielrein: „Quelques analogies entre la pensée de l'enfant, celle de l'aphasique et la pensée subconsciente." Archives de Psychologie. Tome XVIII. Mai 1923; „Die Zeit im unterschwelligen Seelenleben." Imago 1923. IX. Bd., Heft 3; „Die Destruktion als Ursache des Werdens." Jahrb. für psychoanalytische und psychopathologische Forschungen. 1912. — Vgl. auch Varendonck: „Über das vorbewußte phantasierende Denken." Int. PsA. Verlag.

2) Freud: Traumdeutung. Ges. Schriften, Bd. II und III.

hält die in den Träumen vorherrschenden Gesichtsbilder für das Wiederauftauchen des Stadiums des vorsprachlichen, nach Freud des gesichtshalluzinatorischen, organischen Denkens des kleinen Kindes. Versteht man diese Definition recht, dann erscheint sie unwiderlegbar. Denn weder Freud noch seine Anhänger fassen unser Traumdenken als Denkart kleiner Kinder auf. Im Gegenteil schreitet unser Traumdenken der Periode des frühkindlichen Alters bedeutend voraus, indem wir sämtliche komplizierten Erfahrungen aller Gebiete unseres zeitweiligen Bewußtseins im Traume zur Verwendung bringen. Das ist unleugbar. Freud meint bloß, daß in Träumen Erwachsener sich ihren derzeitigen altersreifen Denkelementen die Elemente des vorsprachlichen Denkens des frühkindlichen Alters anreihen. Auf anatomisch-physiologischem Wege können wir diese Tatsache auf Grund objektiver Beobachtungen damit klarlegen, daß die Funktion der Hirnrinde im Schlafe zwar nicht ganz aufgehoben, jedenfalls aber herabgesetzt ist. Demgemäß brechen im Schlafe die ontogenetisch früheren Elemente des Kleinkinderdenkens zu unserem altersgemäßen Denken durch. Diese Durchbruchelemente des subkortikalen Denkens entsprächen eben den Bestandteilen des gesichtshalluzinatorischen Denkens der frühkindlichen vorsprachlichen Periode. Dieselbe charakteristische halluzinatorische Denkart treffen wir an bei der Narkose, bei verschiedenartigen Psychosen und im sogenannten hypnagogischen Zustande, welcher vom Psychoanalytiker Silberer[1] zuerst beschrieben wurde. Das sind alles Zustände, bei welchen die Hirnrindenfunktion ihre Vorherrschaft teilweise den intensivierten subkortikalen Funktionen abtritt. Ich weiß freilich nicht, in welchem Maße sich die Psychoanalyse dieser, wie ich glaube, unbestreitbaren Voraussetzung anschließen wird, daß wir es im Traume mit einer abgeschwächten Tätigkeit der Hirnrinde zu tun haben. Bekanntlich erklärt Freud den Symbolisierungsvorgang im Traume durch Regression und Zensurwirkung. Hier können wir uns leider nicht in die näheren Einzelheiten dieser Theorie einlassen. Eins steht jedoch fest: die von Freud erkannte Tatsache, daß wir im Traume die Erlebnisse, Wünsche und Denkmechanismen unserer frühesten Kinderzeit wieder aufnehmen. Folglich möchten wir annehmen, daß wir im Traume die Erregung derjenigen Gehirnteile vor uns haben, die seinerzeit während des ontogenetischen Entwicklungsprozesses eine bedeutende Rolle spielten. Sofern Freud schließlich von einem „organischen“,

1) Silberer: Bericht über eine Methode, gewisse symbolische Halluzinationserscheinungen hervorzurufen und zu beobachten. Jahrb. f. psa. u. psychopathol. Forschungen. I. 1909.

gesichtshalluzinatorischen vorsprachlichen Denken des frühkindlichen Alters spricht, läßt sich wohl auch nach ihm keineswegs leugnen, daß wir es in diesem Falle mit der Tätigkeit ontogenetisch älterer Gehirngebiete, aller Wahrscheinlichkeit nach mit der Tätigkeit subkortikaler Gebiete zu tun haben.

IV) Das hypnagogische Denken ist für uns namentlich dadurch von großem Interesse, daß wir hier sowohl die sprachlich symbolische Form als auch deren Übergang auf die Bilder, vorwiegend auf die gesichtsbild-kinästhetische Sprache uns zu vergegenwärtigen vermögen. Ich will dies durch ein Beispiel erläutern: Ein Student schläft mit folgenden Gedanken ein: „Es hat keinen Sinn etwas anzustreben. Kaum nähere ich mich dem Ziel, geschieht etwas, wonach ich alles wieder von vorn anfangen muß.“ Allmählich in Schlaf versinkend, sieht der Student einen Käfer, der auf einem Gitter emporsteigt, aber kaum ist er ein wenig vorwärtsgekommen, berührt ihn ein Mädchen am Fuße und er plumpst wieder herunter. Der Schlafende erwacht mit den Worten: „Steigst du den Berg an — schleppt der Teufel dich an den Füßen herunter.“ Daraufhin erinnert sich der Student an seinen Traum und an die Vorschlafgedanken über die Eitelkeit des Lebenskampfes.[1]

V) Die Gleichzeitigkeit des sprachlichen und des bildlich halluzinatorischen Denkens finden wir häufig bei paranoiden Formen der Schizophrenie, wo der Patient laut halluziniert und gleich darauf selbst seine Träumereien deutet. Solche Fälle beweisen, daß ursprünglich unbeobachtete, mit dem gewöhnlichen Denken synchronisch verlaufende Bilderreihen nach heftigen Aufregungen respektive Überanstrengungen oder bei sonstigen Erkrankungen recht scharf, und ich möchte sagen, autonom auftreten.

VI) Zugunsten der synchronisch koexistierenden Bilderreihen spricht auch das Irradiationsgesetz. Dieses Gesetz sagt bekanntlich, daß im Falle der Erregung eines bestimmten Hirnrindengebietes diese Erregung nicht lokalisiert bleibt, sondern sich auf die mit dem ursprünglichen Erregungsgebiete verbundenen Hirngebiete ausbreitet. Das heißt also: wenn ein gewisses Hirngebiet beim Erzeugen eines Sprachsymbols erregt wird, so irradiiert diese Erregung und ruft die Tätigkeit entsprechender Hirnbezirke ontogenetisch viel älteren Ursprungs ins Leben, der Hirngebiete, die mit dem bildlichen Denken irgendwie in Verbindung stehen. Bleuler und Freud

1) S. Spielrein: Quelques analogies entre la pensée de l'enfant, celle de l'aphasique et la pensée subconsciente. Archives de Psychologie. Tome XVIII. Mai 1923.

bezeichnen das Bilddenken als „organisches“, weil jede Bildvorstellung schließlich aus bestimmten Empfindungen entspringt, eine Empfindung aber mit der Erregung nicht nur des zentrifugalen, sondern auch des zentripetalen Teiles unseres zentralen und vegetativen Nervensystems verknüpft ist. Daher kommt die Wirkung der Empfindung auf unsern Organismus. Die Empfindungen beeinflussen unsern Organismus insofern, als sie in demselben entsprechende Veränderungen und Reaktionen hervorrufen. Diese mittelbare Beeinflussung des Organismus durch Bildvorstellungen rechtfertigt den Namen „organisches Denken“.

Ich sagte schon früher, daß Freud bei Erforschung des bildlichen Denkens demselben die Benennung „gesichtshalluzinatorisches Denken“ beilegte. Er und seine Schüler fassen daher dieses Denken hauptsächlich als Gesichtsbilddenken auf. Dies ist nicht ganz richtig. In unserem Bilddenken fassen wir zweifellos die Gesichtsbilder deshalb am besten auf, weil Gesichtsempfindungen, welche diesen Bildern zugrunde liegen, am deutlichsten objektiviert sind. Empfindungen von Wärme und Kälte z. B. lokalisieren wir stets untrennbar von unserm Organismus, ebenso Muskelempfindungen. Es ist nicht anders mit den Geruchs- und Geschmacksempfindungen. Dagegen erscheinen uns Gesichtsempfindungen deutlich als außerhalb des Organismus gelegen. Gesichtsempfindungen sind ja eigentlich gar keine Empfindungen, sondern Eindrücke, die wir mit einem objektiven sie erzeugenden Gegenstand in Beziehung bringen. Wir können eine Bewegung empfinden, aber die blaue oder rote Farbe ruft keine bewußte Körperempfindung in uns hervor.

Die kinästhetischen Bilder werden eher als alle anderen durch Gesichtsbilder absorbiert, weil gerade Gesichtsbilder am engsten mit kinästhetischen verbunden sind. Im Sehakte unterscheiden wir Licht- und Formvorstellungen. Bei der Bildung von Formvorstellungen spielen neben den Lichtempfindungen auch kinästhetische Empfindungen keine geringe Rolle. (Blinde lasse ich hier absichtlich außer Betracht.) Die bei den Sehenden beinahe unzertrennbare Verschmelzung von Gesichtsvorstellungen mit den primitiven kinästhetischen Vorstellungen möchte ich durch den zum Teil kinästhetischen Charakter dessen erklären, was wir Sehakt nennen. Infolge dieser Verschmelzung wird das kinästhetische Moment von uns nicht wahrgenommen. Am besten kann man diese Verschmelzung des Sehelementes mit dem kinästhetischen bei den einfachsten schematischen Linienzeichnungen konstatieren. Eine Linie können wir als das einfachste gesichtskinästhetische Bild betrachten. Sie ist ein Gesichtsbild, sofern wir sie uns im stationären Zustande als

Strich vorstellen; andrerseits wird sie für uns zum kinästhetischen Bilde, wenn wir sie uns als eine Linie vorstellen, wie sie aus einer Bewegung von einer gewissen Dauer und Richtung entsteht. Als Beispiel eines solchen kinästhetischen Linienbildes diene folgende hypnagogische Halluzination: Eine Studentin der physikalisch-mathematischen Fakultät denkt beim Einschlafen an Verschiedenes, was sie zu erledigen hat. In einer darauffolgenden hypnagogischen Halluzination *glaubt sie sich auf der Peripherie eines Vieleckes zu bewegen. In einem der Winkel dieses Vieleckes verspürt sie ein stechend unangenehmes Gefühl* und erwacht. Sie schließt wieder die Augen und bemüht sich die frühere Bewegung auf der gebrochenen Linie, aber in entgegengesetzter Richtung wieder aufzunehmen. Am Ausgangspunkte der Linie angelangt, erinnert sie sich, daß sie während ihrer Vorschlafüberlegungen darüber, was sie zu tun und wohin sie zu gehen habe, sich jedesmal in Gedanken eine Linie vorstellte, welche, von ihrem Zimmer ausgehend, jedesmal zum betreffenden Vorhaben führte. So entstand eine gebrochene Linie (unbeendigtes Vieleck). Der Punkt des Vieleckes, bei welchem sie das stechend unangenehme Gefühl empfand, entsprach gerade einem unangenehmen Vorhaben, das sie zu erledigen hatte.[1] Dieser Fall zeigt deutlich, daß das Bild einer gebrochenen Linie in der hypnagogischen Halluzination der Studentin aus einer Bewegungsvorstellung herrührte, der Vorstellung ihrer eigenen Bewegung. Also hat eine rein kinästhetische Vorstellung ein klares Bild erzeugt, das Bild einer gebrochenen Linie.

Es ist möglich, daß unsere Träume in ihrem Entstehungsprozesse einen kinästhetischen Charakter tragen, wir aber beim Erwachen diese Träume in eine Gesichtsbildform umwandeln. Die zitierte hypnagogische Halluzination ist, im Grunde genommen, eine schematische Darstellung der von der Studentin beabsichtigten Handlungen. Die schematische Denkart ist ja Mathematikern eigen. Daher ist es nicht zu verwundern, daß ein Bild rein kinästhetischen, schematischen Charakters von einer Studentin gerade der physikalisch-mathematischen Fakultät hervorgebracht wurde.

Auch ist es leicht erklärlich, daß ich rein kinästhetische Bilder stets bei schizoiden Typen feststellen konnte, d. h. bei solchen Typen, die bekanntlich mit einer Neigung zu abstraktem Denken einhergehen. In einzelnen Fällen mag sogar die Einkleidung in Gesichtsbildform durchaus nicht unbedingt eintreten. So erzählte mir z. B. ein Zuhörer am „Institut Rousseau" in Genf, er habe einen Traum gehabt, der in ihm ein starkes Angstgefühl

1) Spielrein: Quelques analogies entre la pensée de l'enfant, celle de l'aphasique et la pensée subconsciente. Archives de Psychologie. Tome XVIII. Mai 1923.

weckte: der Traum bestand aus keinem Gesichtsbild, nur aus der Empfindung einer auf ihn gerichteten vorschreitenden Bewegung. Ferner besagt ein Arzt, er habe im Traum ein Vergrößerungsgefühl empfunden, ohne dabei ein Gesichtsbild wahrgenommen zu haben. Er hat diesen Traum zu wiederholten Malen geträumt. Ich habe bloß einige Fälle von solchen rein kinästhetischen Traumbildern in Erfahrung gebracht. In allen Fällen handelte es sich um schizoide Typen.

Mehrere Psychologen, die sich mit der Erforschung der Form- und Raumbegriffe befaßten, mußten selbstredend auf das Problem der kinästhetischen Empfindungen stoßen. Stanley Hall, Beaunis u. a. halten kinästhetische Empfindungen, nämlich die Empfindungen der Muskeln, Sehnen, Gelenkflächen für die Grundlage unserer Form- und Raumvorstellungen. Es gibt hierüber eine weitverzweigte Literatur. Noch ist bis jetzt die Frage der Priorität der Gesichts- oder der kinästhetischen Empfindungen bei Form- und Raumvorstellungen nicht gelöst. Ich selbst gebe kinästhetischen Empfindungen schon deshalb den Vorzug, weil sie ontogenetisch viel früher auftreten müssen. Kinästhetische Erfahrungen, Vorläufer späterer kinästhetischer Empfindungen, machen wir bereits im Mutterleibe. Es liegt keine Veranlassung vor zur Annahme, daß kinästhetische Empfindungen bei Sehenden die später eintretenden Form- und Raumvorstellungen nicht mitbedingt haben, nur aus dem Grunde, weil wir mit Hilfe des bloßen Sehens, schon allein nach der Verteilung von Licht und Schatten, die gegenseitige Beziehung von Form und Raum bestimmen können. Ganz abgesehen von den Empfindungen (ich meine hier stets auch „Empfindungsbereitschaften"), welche die Bewegungen unserer Augäpfel beständig begleiten, haben wir noch manche Beweise dafür, daß Lage und Form verschiedener Organe und Teile unseres Körpers in uns sogar bei gänzlichem Ausbleiben des Sehens erkannt wird. Ich erinnere hier an die diesbezüglichen Aufzeichnungen von Schreber.[1] Dafür sprechen auch glänzend die von Katz mitgeteilten, sehr interessanten Erfahrungen, die er bei amputierten Kranken mit Gliederphantomen machen konnte.[2] Es zeigte sich, daß die Operierten ganz fehlerlos die Form und Lage ihrer Armphantome sowohl in Ruhe als auch im Bewegungszustande anzugeben vermochten. Die Gliederphantome wurden bloß in ihren Dimensionen verlängert oder verkürzt angegeben. Wenn der Amputierte sich in der Nähe eines Gegenstandes befand, empfand er sein Armphantom wie in diesen

1) Schreber: Denkwürdigkeiten eines Geisteskranken.
2) Katz: Ztschr. f. Psychol. und Physiol. der Sinnesorgane. Leipzig 1920. Bd. 85, Heft 1—4.

Gegenstand hineingeschoben. Stets wurde das Phantom in solcher Lage empfunden, wie sie das nichtamputierte Glied eingenommen hätte. Hierin liegt ein neuer Beweis dafür, daß auch wir Sehenden Vorstellungen von Form und Lage, im Ruhe- oder Bewegungszustande, im Grunde auf kinästhetischem Wege erhalten. Kinästhetische Formvorstellungen zeichnen sich hierin durch geringere Genauigkeit in Wiedergabe einzelner Dimensionen aus (Verlängerung oder Verkürzung nach allen Richtungen hin), wodurch oft Disproportionen entstehen. Außerdem konstatieren wir eine bedeutende Unabhängigkeit der einzelnen Körperteile in ihrer Gegenseitigkeitsbeziehung und Lokalisation im Raume. Diese Unabhängigkeit geht so weit, daß die vorgestellte Form (das Armphantom), im vollen Widerspruch zum Undurchdringlichkeitsgesetz, in einen Gegenstand hineingeschoben erscheinen kann.

Bei meinen Arbeiten über das Problem kinästhetischer Bildvorstellungen in Verbindung mit dem Problem des symbolischen Denkens suchte ich auf experimentellem Wege die Grundeigenschaften dieser Bilder festzustellen. Da wir vermutlich die Begriffe von Form und Bewegung den Formen und Bewegungen unseres eigenen Körpers entnehmen, schien mir die Form des menschlichen Körpers zu diesem Zwecke die geeignetste zu sein. Zu Beginn nahm ich die Erforschung von Menschenzeichnungen vor. Die Anleitung hiezu entnahm ich den Worten von Leonardo da Vinci,[1] wonach die Hand des Menschen beim Malen stets instinktiv bemüht ist, die Formen und Bewegungen des eigenen Körpers darzustellen. Alle Form- und Bewegungskenntnis, sofern wir sie auf kinästhetischem Wege erhalten, schöpfen wir aus Form und Bewegung des eigenen Körpers. Entsprechend dieser Annahme müßten Reproduktionen von eigenen Zeichnungen nach dem Gedächtnis in mancher Beziehung wahrheitsgetreuer sein, wenn sie auf Grund kinästhetischer Erlebnisse ohne Sehkontrolle ausgeführt werden.

Die Forschungen an Zeichnungen, mit offenen und geschlossenen Augen hergestellt, bestätigen dies in überraschender Weise.

Ich habe Zeichnungen von etwa zwanzig Erwachsenen und einigen hundert Kindern im Alter von fünf bis vierzehn Jahren geprüft. Die größte Zahl stammt von Schulkindern, acht bis dreizehn Jahre alt, mit geringen Ausnahmen proletarischer Herkunft. Die Versuchspersonen wurden von mir in vier Serien eingeteilt. Jede Versuchsperson wurde gesondert, für sich allein der Prüfung unterzogen und durfte nur an einer Serie teilnehmen. In allen vier Serien zeichneten die Versuchspersonen Menschen-

1) Nach Mereschkowski: „Leonardo da Vinci."

bilder zuerst ganz nach Belieben. In der ersten Serie wurde zunächst nur mit Sehkontrolle, d. h. mit offenen Augen gezeichnet. Darauf hieß es: „Jetzt schließe die Augen und versuche, genau denselben Menschen aus dem Gedächtnis zu malen." In der zweiten Versuchsgruppe wurde zuerst mit geschlossenen Augen gezeichnet. Alsdann wurde die erhaltene Zeichnung dem Betreffenden vorgewiesen und ihm geboten, er möge nun ohne Vorlage, mit offenen Augen den Menschen so zu Papier bringen, wie er ihn mit

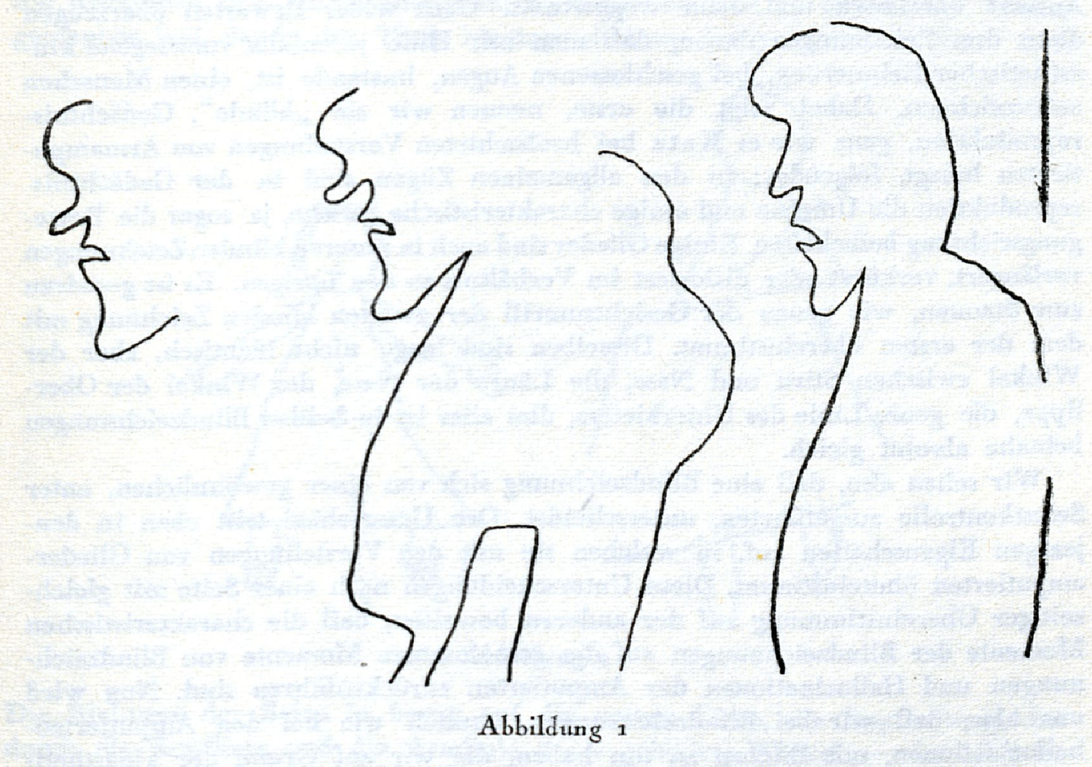


Abbildung 1

geschlossenen Augen zeichnen wollte. In der dritten Gruppe wurde beide Male mit geschlossenen Augen gezeichnet. In der vierten schließlich zeichnete man einmal mit offenen Augen; hernach mußten die Versuchspersonen dieselbe Zeichnung ebenfalls mit offenen Augen auf einem neuen Blatte aus dem Gedächtnis wiederholen.

Die Ergebnisse sind sehr belehrend, wie aus einer Reihe hier vorliegender Kinderzeichnungen ersichtlich ist. Jeder Versuch ist von einer kurzen, vom Pädagogen gegebenen Charakteristik des Kindes begleitet, ferner der Aussage des Schularztes und schließlich von der von mir selbst gestellten Diagnose, gestützt auf die allgemeine pädologische Prüfung.

Fall 1. Zwölfjähriger Schüler, Sohn eines Buchbinders. Benimmt sich nervös, unruhig. Diagnose: Hysterie. Ein gescheiter, befähigter Knabe. Aufgabe der

zweiten Serie: erst mit geschlossenen, dann mit offenen Augen zu zeichnen. Zuerst wollte der Junge vorschriftsgemäß zeichnen, er hielt aber nicht Stand und öffnete die Augen. Darauf erfolgte wiederum die Vorschrift, die Augen zu schließen und einen Menschen nach Belieben zu zeichnen. Auf diese Weise erhielten wir drei Zeichnungen: eine mit geschlossenen Augen begonnen, aber nicht beendigt, dann die Gedächtnisreproduktion der früheren Zeichnung und deren Beendigung und die mit offenen Augen ausgeführte Reproduktion (Abb. 1). Zu letzter Variante wurden dem Knaben seine erste und zweite Arbeit zur Ansicht überlassen und dann weggesteckt. Ganz wider Erwarten überzeugen diese drei Zeichnungen davon, daß man mit Hilfe jedenfalls vorwiegend kinästhetischer Erinnerung, bei geschlossenen Augen, imstande ist, einen Menschen aufzuzeichnen. Dabei zeigt die erste, nennen wir sie „blinde", Gedächtnisreproduktion, ganz wie es Katz bei beobachteten Vorstellungen von Armamputierten besagt, folgendes: In den allgemeinen Zügen sind in der Gedächtnisreproduktion die Umrisse und einige charakteristische Striche, ja sogar die Bewegungsrichtung beibehalten. Einige Glieder sind auch in unseren blinden Zeichnungen verlängert, verkürzt oder disloziert im Verhältnis zu den übrigen. Es ist geradezu zum Staunen, wie genau der Gesichtsumriß der zweiten blinden Zeichnung mit dem der ersten übereinstimmt. Dieselben sind lange nicht identisch, aber der Winkel zwischen Stirn und Nase, die Länge der Nase, der Winkel der Oberlippe, die ganze Linie des Unterkiefers, dies alles ist in beiden Blindzeichnungen beinahe absolut gleich.

Wir sehen also, daß eine Blindzeichnung sich von einer gewöhnlichen, unter Selbstkontrolle ausgeführten, unterscheidet. Der Unterschied tritt eben in denjenigen Eigenschaften auf, in welchen sie mit den Vorstellungen von Gliederamputierten übereinstimmt. Diese Unterscheidungen nach einer Seite mit gleichzeitiger Übereinstimmung auf der anderen beweisen, daß die charakteristischen Momente der Blindzeichnungen auf die gemeinsamen Momente von Blindzeichnungen und Halluzinationen der Amputierten zurückzuführen sind. Nun wird uns klar, daß wir bei Blindzeichnungen, ähnlich wie bei den Amputiertenhalluzinationen, mit Bildern zu tun haben, die wir auf Grund der kinästhetischen Erfahrungen erhalten.

Die dritte Sehzeichnung dieses Knaben, nach dem Gesichtsgedächtnis gefertigt, ist kaum recht überzeugend. Erstens lautete die Aufgabe anders als ursprünglich: Zeichne einen Menschen, wie du ihn mit geschlossenen Augen zu zeichnen gedachtest. Zweitens ist schwer zu bestimmen, welcher Teil der Zeichnung wirklich auf das Gesichtsgedächtnis, welcher aber auf den mechanischen, durch die vorhergehende kinästhetische Erfahrung begründeten Wiederaufbau zurückzuführen ist. Eines steht fest: Wenn Versuchspersonen in der vierten Serie erst sehend zeichnen und nachher „genau denselben" Menschen wiederum sehend noch einmal wiederholen, so erhalten wir eine Darstellung, die in bezug auf die Reproduktionsgenauigkeit einzelner Formen und Bewegungen den Gedächtnisblindzeichnungen nachsteht. Hiervon überzeugt uns auch die dritte Zeichnung unseres Falles.

Fall 2. Mädchen, elf Jahre alt, klagt über nervöse Appetitlosigkeit und Darmverstopfungen. Hysterie — Verstopfungen hysterischen Ursprungs. Das

Kind ist egozentrisch, geziert. Intellektuelle Funktionen mittel. Gesichtsreproduktion nach Binet-Simon mittel. Erste Zeichnung mit offenen, zweite mit geschlossenen Augen (Abb. 2). Die Linie *a—b* hat das Mädchen selbst gezeichnet, denn sie wollte anfänglich hier den Fuß hinstellen. Die Linie *d—e* in der Blindreproduktion soll den Arm bedeuten. Auch hier sehen wir die Eigentümlichkeiten der Blindreproduktion: die Umrisse der einzelnen Körperabschnitte sind so ziemlich eingehalten, wenn auch in verschiedenen Richtungen verlängert oder verkürzt. Manche Teile sind im Verhältnis zueinander disloziert; die Rocklinien sind auseinandergefahren, die Beine sind in den Rumpf hineingeschoben (vgl. das in den Tisch hineingeschobene Armphantom bei Katz) usw.

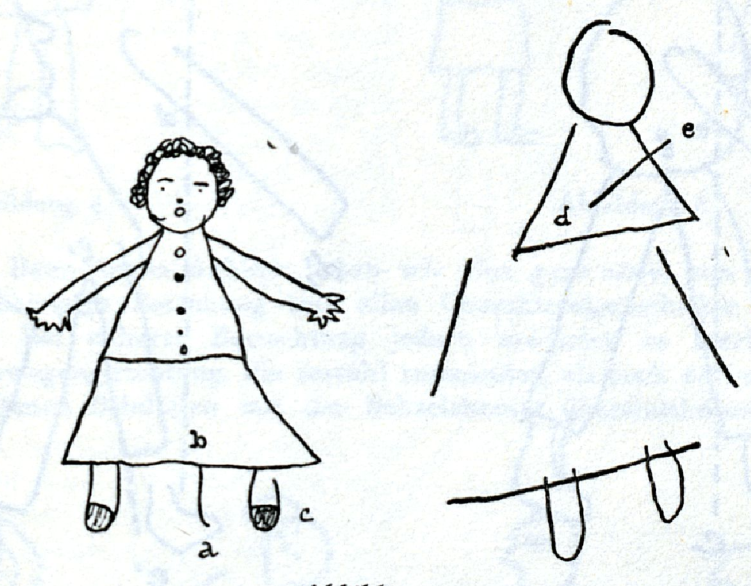


Abbildung 2

Die Richtung der Beine in bezug auf die untere Linie, die Kopfhaltung, der durch die Kopflinie und die Armlinie *d—e* gebildete Winkel — das alles ist annähernd richtig reproduziert.

Fall 3. Unruhiges Verhalten während der Unterrichtsstunde. Ungebührliche Fragen, wie: „Wie kann man ein Schiff in ein lebendiges Wesen umwandeln?" oder: „Ist ein Mensch ein lebendes Wesen?" Großer Raufbold, prügelt gern Mädchen. Der Vater starb im Kriege, er war Buchhalter. Hat keine Mutter, wohnt bei seinen stark bejahrten Großeltern. Die pädologische Untersuchung ergibt einen hysterischen Typus in der Zeit der Geschlechtsreifung. Sozial vernachlässigt. Stark aggressiv, bewegungssüchtig. Gute Geistesbegabung. Man sieht, daß die Zeichnungen des Knaben aggressiv und motorisch sind (Abb. 3). Dieser Fall zeichnet sich aus durch gute Blindreproduktion der Bewegungsrichtung und namentlich der Bewegungsbreite. Die Winkel *dac* und *d' a' c'* sind in Seh- und Blindbild identisch. (Die punktierten Linien *ac* und *a' c'* habe ich selbst nachträglich parallel zum Papierrande gezogen.) Auffallend gut ist auch die charakteristische Beinstellung reproduziert, sogar die leichte Knie-

beugung. Einzelne Rumpfteile, sogar einzelne charakteristische Umrisse sind beibehalten, obzwar die Disproportion der statischen Formen hier bedeutend mehr ausgesprochen ist als in den vorhergehenden Blindreproduktionen. Hier ist es die Bewegung, welche am besten beibehalten und wiedergegeben ist.

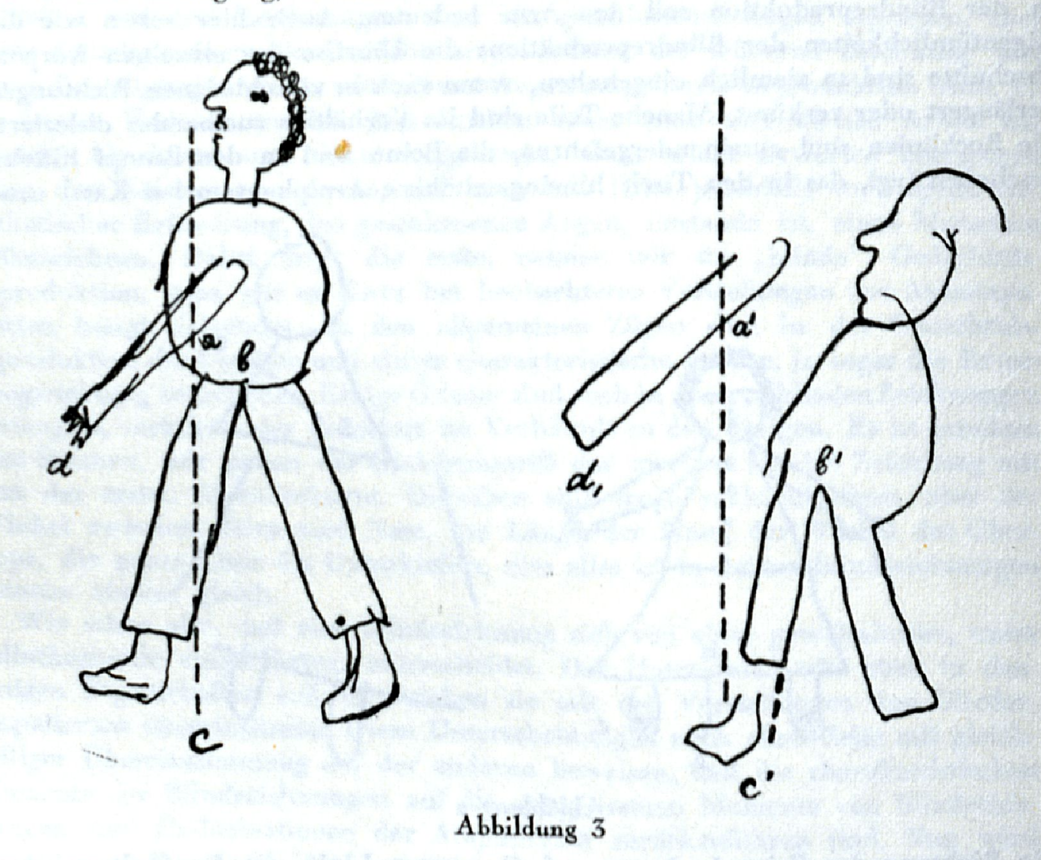


Abbildung 3

Fall 4. Mädchen, zehneinhalb Jahre alt. Befähigt. Seitens der Schulaufsicht liegen keine Klagen vor. Wird als „normales" Kind betrachtet. Aber die genauere Untersuchung erweist ein lebhaftes Spiel der Affekte und eine Empfindlichkeit, die für kleine Neurotiker vom hysterischen Typus kennzeichnend sind. Der Vater ist Arzt. Von diesem Mädchen habe ich leider nur eine Blindzeichnung behalten (Abb. 4). Sie diene hier zum Beweise, daß zwischen den Blindzeichnungen sogenannter „normaler" und ausgesprochen hysterischer Kinder kein wesentlicher Unterschied zu vermerken ist. Im vorliegenden Falle sind sowohl die einzelnen Formen als auch die Gesamtumrisse durchaus nicht schlecht wiedergegeben. Dabei sind die Verhältnisse der einzelnen Körperabschnitte auch hier deformiert: die Augen außerhalb des Kopfes, die Beine in den Oberteil des Rumpfes hineingeschoben usw.

Fall 5. (Abb. 5.) Gezeichnet von einem achtjährigen Mädchen. Leicht neurotisch, vermutlich hysterisch, äußerst schüchtern, pädagogisch vernachlässigt. Besonders interessanter Fall: mitten während der Blindreproduktion hatte das Kind

plötzlich einen Schüchternheitsanfall und senkte den Kopf tief auf die Brust. Wie auf der Zeichnung zu sehen, hat das Kind diese Kopflage bei der Zeichnung genau wiedergegeben. Die Blindreproduktion ist in diesem Falle keine besonders

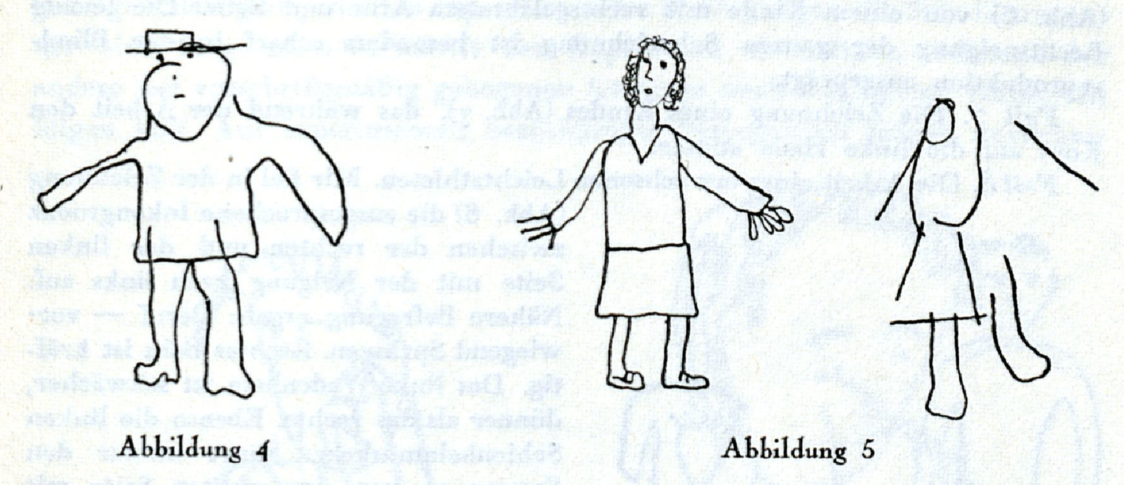


Abbildung 4 Abbildung 5

gelungene. Beim ersten Anblick haben wir eine ganz neue, von der Sehzeichnung unabhängige Zeichnung mit allen Charaktereigenschaften einer Blindzeichnung. Bei näherer Betrachtung jedoch erscheint es merkwürdig, wie die Armbewegungsrichtung, die sowohl zueinander, als auch zur unteren Rocklinie gehaltenen Beinlinien mit der Sehzeichnung übereinstimmen. Sogar der

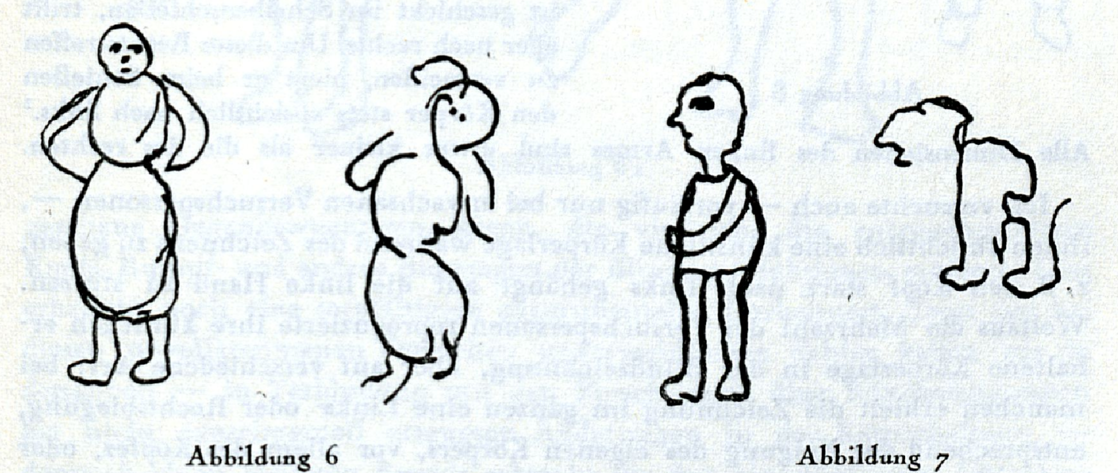


Abbildung 6 Abbildung 7

Abstand der Beine voneinander ist derselbe. Wir haben auch hier vor uns eine Versuchsperson, welche die Bewegungen und die Lage einzelner Körperteile besser hervorbringt als deren Form. Die gute Bewegungsreproduktionsfähigkeit gibt möglicherweise eine Erklärung für die Fixierung der Kopflage der Zeichnenden in der Blindzeichnung, oder umgekehrt: die gute Bewegungsreproduktion spricht für eine starke Empfänglichkeit für die eigene Kopflage beim Kinde. Durch diesen Fall wurde meine Aufmerksamkeit auf ähnliche Erscheinungen ganz

besonders gelenkt und ich sammelte eine ganze Menge solcher Reproduktionen der Körperlage der Versuchsperson während des Zeichnens.

Fall 6 zeigt uns eine solche Sehzeichnung sowie deren Blindreproduktion (Abb. 6) von einem Kinde mit rechtsgelähmtem Arm und Bein. Die leichte Rechtsneigung der ganzen Sehzeichnung ist besonders scharf in der Blindreproduktion ausgeprägt.

Fall 7. Die Zeichnung eines Kindes (Abb. 7), das während der Arbeit den Kopf auf die linke Hand stützte.

Fall 8. Die Arbeit eines erwachsenen Leichtathleten. Mir fiel in der Zeichnung (Abb. 8) die ausgesprochene Inkongruenz zwischen der rechten und der linken Seite mit der Neigung nach links auf. Nähere Befragung ergab: Beruf — vorwiegend Springen. Rechtes Bein ist kräftig. Das linke Wadenbein ist schwächer, dünner als das rechte. Ebenso die linken Schienbeinmuskeln. Fängt immer den Sprung an von der rechten Seite mit dem rechten Bein, während 95 Prozent aller Berufsspringer und überhaupt alle Menschen nach Aussage der Versuchsperson stets von der linken Seite mit dem linken Bein antreten. Der Mann ist geschickt im Scheibenschießen, trifft aber nach rechts. Um dieses Rechtstreffen zu vermeiden, biegt er beim Schießen den Körper stets absichtlich nach links.[1] Alle Dimensionen des linken Armes sind etwas kleiner als die des rechten.



Abbildung 8

Ich versuchte auch — vorläufig nur bei erwachsenen Versuchspersonen —, ihnen absichtlich eine künstliche Körperlage während des Zeichnens zu geben, z. B. den Kopf stark nach links gehängt auf die linke Hand zu stützen. Weitaus die Mehrzahl der Versuchspersonen reproduzierte ihre künstlich erhaltene Körperlage in der Blindzeichnung, aber auf verschiedene Art: bei manchen erhielt die Zeichnung im ganzen eine Links- oder Rechtsbiegung, entsprechend der Neigung des eigenen Körpers, vor allem des Kopfes, oder umgekehrt, andere bogen nur einen Teil des gezeichneten Körpers nach der einen oder anderen Seite, wieder andere endlich zeichneten bloß den Kopf nach der Seite der künstlich verliehenen Lage oder nach der entgegengesetzten Seite abweichend. Im letzteren Falle scheint die Fixierung der

1) Dieser Tage erhielt ich eine gänzlich analoge Blindzeichnung eines Chirurgen. Der Kollege ist ebenfalls geschickt im Scheibenschießen und zeigt die gleiche Neigung nach rechts zu treffen, die er durch absichtliches Linksbiegen kompensiert (Abb. 8*a*).

experimentell erzeugten Körperhaltung am genauesten gelungen zu sein. Es ist aber möglich, daß an diesen Reproduktionsverschiedenheiten die nicht ganz gleichartig angestellten experimentellen Bedingungen die Schuld tragen: der eine biegt nach Vorschrift den Kopf allein nach links, während der andere der vorschriftsmäßig gebogenen Kopflage noch den oberen Rumpfteil folgen läßt. Auf experimentell beabsichtigte Bewegungen mögen unvorher-

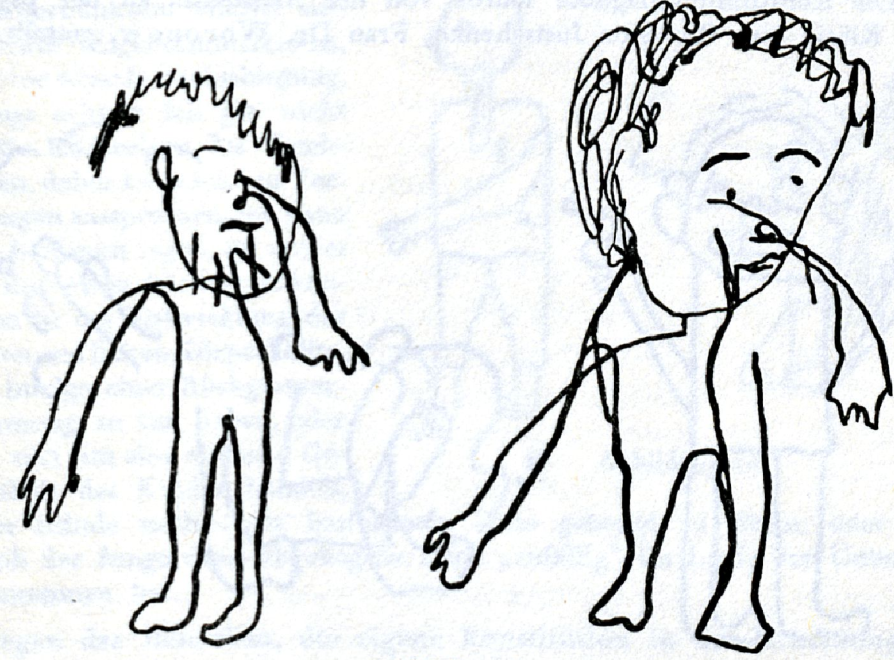


Abbildung 8a

gesehene Gegenbewegungen folgen, die vielleicht die entgegengesetzten Kopf-, Rumpf- und andere Biegungen der Blindreproduktionen erklären. Dies erheischt noch eine sorgfältigere experimentelle Bearbeitung. Trotz der bei diesen unvollkommenen Versuchen unvermeidlichen Fehler haben wir in denselben — in Verbindung mit den Forschungen über Blindzeichnungen bei nicht experimentell erzeugten Änderungen in der Körperhaltung — dennoch einen weiteren Beweis erbracht für den kinästhetischen Charakter der Zeichnungen, namentlich der Blindarbeiten.

Sofern wir zur Erfahrung aus den kinästhetischen Wahrnehmungen des Körpers gelangen, werden wir unbewußt bemüht sein, bei Abwesenheit der Sehkontrolle, diese Lage in kinästhetischen Zeichnungen darzustellen. Kinästhetische Zeichnungen müssen also zum Bau unseres Körpers, zu unserer Konstitution, in einer engen Beziehung stehen und deren charakteristische Eigenschaften in irgendeiner Weise widerspiegeln. Das berechtigt uns zur

Frage nach dem Wert der kinästhetischen Zeichnungen für die Erforschung der Konstitution. Leider ist mir eine der interessantesten Zeichnungen eines Kindes mit displastischer Konstitution abhanden gekommen, aber ich kann an den nächsten zwei Zeichnungen die Typen der betreffenden Kinder genügend demonstrieren.

Fall 9. (Abb. 9.) Die Zeichnung stammt von einem Knaben von athletoidem Typus. Die Konstitutionsdiagnose wurde von der Assistentin an der psychiatrischen Klinik von Professor Justschenko, Frau Dr. Woronow, gestellt. Der



Abbildung 9

Vater des Kindes dient bei der Miliz. Betrachtenswert ist die annähernde Quadratform des Kopfes in der Sehzeichnung, der stark ausgeprägte Unterkiefer, der große Mund, die mit kräftigen Linien gezeichneten Riesenzähne, die stechenden Augen, die erhobenen Arme, die Hände mit faustähnlichen Fingern. Ebenso plumpgrob sehen die Ohren aus. Die Blindreproduktion hat alles Wesentliche beibehalten: dicke, energisch gezeichnete Linien, schwerfällige Formen der einzelnen Teile, von welchen jeder noch plumper, dicker, kräftiger als in der Sehzeichnnug dasteht. Die Bewegungen sind breit und kräftig, die Bewegungsrichtungen sind im allgemeinen gut dargestellt, wie z. B. beim Arme *a*. Beim Arme *b* ist die Bewegung weniger gut herausgekommen. Die aufrechtstehenden Teile der Sehzeichnung sind auch in der Blindzeichnung aufrecht gehalten, wie Kopf, Rumpf, Beine. Beachtenswert ist der Winkel *H* sowohl in der Seh- als in der Blindzeichnung. Der Junge wollte nämlich die Figur seitlich darstellen, besann sich dann aber und fuhr weiter in der Vorderansicht fort. Trotz des schon gefaßten Entschlusses beim Sehbild, kommt er in der Blindzeichnung wiederum auf den ursprünglichen Gedanken zurück und

bringt auch hier ein Gemisch von Seiten- und Vorderansicht. Ich verweise ferner auf die Perseverationserscheinungen, wie wir sie früher aus Anlaß der Experimente mit künstlichen Veränderungen der Körperlagen beim Zeichnen besprochen haben. Als Gegenstück zum eben analysierten Konstitutionstypus diene die nächstfolgende Charakteristik.

Fall 10. Eine Zeichnung (Abb. 10) mit gedehnten Formen, weichen, unsicheren Linien, gezeichnet von einem Knaben von respiratorischem Typus. Auch hier finden wir in der Blindreproduktion schärfer ausgedrückte Eigentümlichkeiten, z. B. eine scharfe Rechtsbiegung. Anfangs achtete ich gar nicht auf die Körperlage des Zeichnenden, daher kann ich nur Vermutungen aussprechen. Ich kann nicht bestimmt sagen, ob wir es hier mit einer leichten Inkongruenz in der Entwicklung der rechten und linken Körperhälfte, etwa infolge einer Rückgratverkrümmung, zu tun haben, oder ob es sich um eine einfache Gewohnheit des Kindes handelt, in der Schule nach einer bestimmten Seite gebeugt zu sitzen, oder schließlich ob der Junge diese abgebogene Lage „zufällig" im Laufe der Untersuchung eingenommen hat.

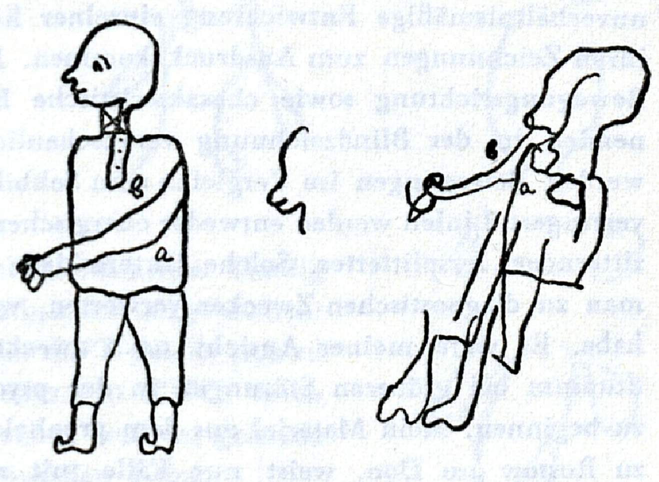


Abbildung 10

Gegen das Bestreben, die eigene Konstitution in der Zeichnung auszuprägen, könnte man z. B. die Schöpfungen von Michelangelo erwähnen, des schwächlichen Angelo, der so mächtige Gott- und Menschengestalten schuf. Dies soll uns jedoch nicht irreführen: bei Michelangelo handelt es sich um überlegte, seine eigene Schwäche kompensierende Darstellungen der Vater-Imago. Bei unseren Blindzeichnungen dagegen haben wir es mit „instinktiven" Nachbildungen zu tun. Es wäre auch nicht ausgeschlossen, daß eine unserer kindlichen Versuchspersonen eventuell einen mit dem eigenen kontrastierenden Typus bei der Sehzeichnung bringt. Interessant wäre es aber zu beobachten, ob dann auch in der Blindzeichnung der Sehzeichnungstypus beibehalten, oder ob dieser Typus auch hier im Sinne der Konstitution des Zeichnenden verändert wird.

Die Konstitutionslehre ist noch sehr unvollständig. Was wir in der Klassifikation hervorheben, ist möglicherweise durchaus nicht so wichtig, und es wird sich erst später herausstellen, nach welchen Prinzipien klassifiziert werden soll. Jedenfalls aber müssen wir so überaus wichtige Momente wie

die Darstellung von Bewegungen und Formen in kinästhetischen Bildern zum Zwecke der Konstitutionsforschung unbedingt ausnutzen.

Die Erforschung der kinästhetischen Zeichnungen wird unter Umständen eine bis jetzt noch unvorhergesehen große Bedeutung bekommen bei Bestimmungen der „Krankheiten der Persönlichkeit" (nach Justschenko), sowie in der Neuropathologie. Wir haben ja gesehen, daß Lähmungen und unverhältnismäßige Entwicklung einzelner Körperteile der Zeichnenden in ihren Zeichnungen zum Ausdruck kommen. Ebenso werden Körperlage und Bewegungsrichtung sowie charakteristische Eigentümlichkeiten des Zeichnenden in der Blindzeichnung veranschaulicht. In bezug auf die Kraft werden Bewegungen im Vergleich zum Sehbild im Blindbild vergrößert oder verringert. Linien werden entweder energischer oder umgekehrt schüchterner, zitternder, zersplitterter. Solche Unterschiede bei der Reproduktion könnte man zu diagnostischen Zwecken verwerten, was ich auch teilweise versucht habe. Es wäre meiner Ansicht nach zweckmäßig, mit dem betreffenden Studium bei gröberen Störungen in der psychiatrischen und Nervenklinik zu beginnen. Mein Material aus dem prophylaktischen Kinderambulatorium zu Rostow am Don, weist nur Fälle mit meist geringen Störungen des Nervensystems auf. Ich zeigte bereits, daß hysterische Kinder Zeichnungen herstellen, aus denen ich bis jetzt keinen wesentlichen Unterschied zu Zeichnungen sogenannter „Normaler" herausfand. Schizophrene Kinder kommen nicht so häufig vor und ich habe sie daher in bezug auf kinästhetische Zeichnungen vorläufig noch nicht bearbeitet. Kinästhetische Zeichnungen der Schizoiden bieten noch keine Möglichkeit zu bestimmten Aussagen. Manchmal sind sie denen einer displastischen Konstitution ähnlich, es fehlt häufig an Ausdauer, wir beobachten Vergeßlichkeit, Zerstreutheit, Auslassungen, Wiederholungen und eine Unruhe, die wir in einer Gruppe unter der Diagnose „Emotionale Willensunbeständigkeit" zusammenfassen. Diese Diagnose ist aus der Klassifikation von Prof. Bielski in Leningrad hergeleitet und wird bei pädologischen Untersuchungen in unserem Schulambulatorium angewendet. Die Diagnose läßt zwar zu wünschen übrig, sie ist vor allem nicht genügend differenziert, allein wir bedienen uns ihrer aus praktischen Rücksichten, unter anderem auch, um Klassifikationsverschiedenheiten möglichst zu vermeiden. Unter dem Namen *EWU* (emotionale Willensunbeständigkeit) bringen wir motorische, leicht erregte, lärmende, unruhige Kinder, deren Wille und Aufmerksamkeit schnell ermüden, unter. Ihre Affekte sind oberflächlich, scheinen nicht in die Tiefe zu dringen. Bei diesen Kindern folgt bald eine Begeisterung auf die andere, sie lassen sich

leicht von Kameraden beeinflussen und zu verschiedenem Unfug verleiten. Infolge ihrer Willensschwäche und Erregbarkeit kommen sie leicht auf Abwege und nehmen allerlei Laster an, wie Rauchen, Kartenspiel, Trunksucht, Lüge, Diebstahl. Bei solchen Kindern konstatieren wir außer den allgemeinen Vererbungseinflüssen noch die Folgen unerträglicher sozialer Verhältnisse, soziale sowie pädagogische Vernachlässigung. Natürlich reiht sich an diese *EWU* eine Hemmung der Schulfortschritte. Häufig sehen wir Verbindung mit geistiger Zurückgebliebenheit, öfter noch umgekehrt: die *EWU* gesellt sich zu geistiger Insuffizienz. Die Kinder mit *EWU*, deren Zeichnungen wir gleich besprechen werden, gehören noch zu den erträglichen im sozialen Leben.



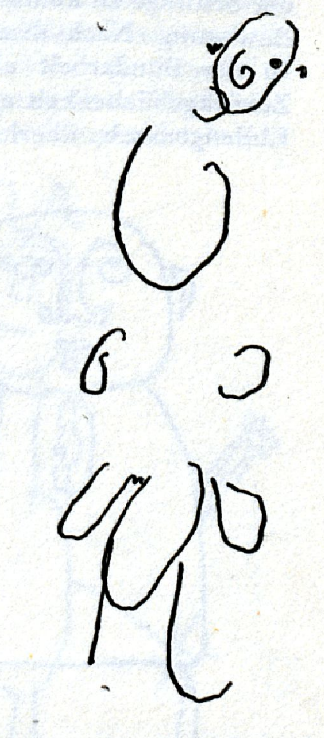


Abbildung 11

Fall 11 (Abb. 11) zeigt uns die Arbeit eines elfeinhalbjährigen Knaben, der in der Schule zu den „Unfähigen" gehört. Seine Blindzeichnung reproduziert ziemlich gut einzelne Formen und Bewegungsrichtungen (Gliedmaßen), unterscheidet sich aber von meinen früheren Vorlagen durch ein Durcheinander der Teile und mehrmalige Wiederholungen, so daß auf Kopf und Ohren der Rumpf folgt, dann aber wiederum die Ohren allein, dann folgt abermals der Rumpf und zuletzt Arme und Beine. Eine leichte Kopfbiegung akzentuiert sich scharf in der Reproduktion.

Fall 12. Diese Zeichnung (Abb. 12) eines geistig zurückgebliebenen Kindes, das aber in Hinsicht auf *EWU* ganz normal ist, wollen wir mit dem vorherigen Fall vergleichen. Wir sehen hier klar, daß das Durcheinander und die Wiederholung verschiedener Teile im Blindzeichnen nicht für intellektuelle Zurückgebliebenheit spricht, sondern eher auf die Erregbarkeit, Zerstreutheit, Unruhe, auf affektive sowie auf Willensstörungen beim Kinde hinweist, lauter Symptome der *EWU*.

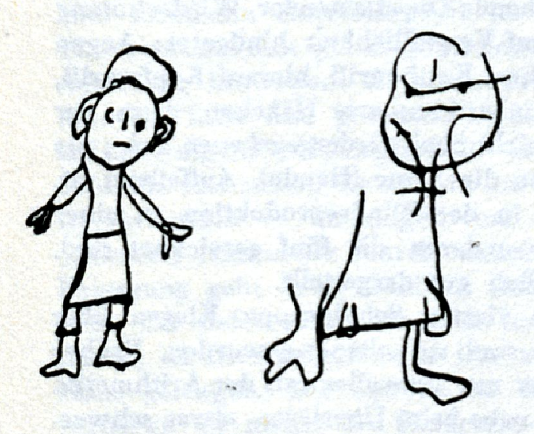


Abbildung 12

Fall 13. Wir illustrieren hier (Abb. 13) die Arbeit eines geistig zurückgebliebenen, mit *EWU* belasteten Knaben. Es ist ein jüdischer Schneiderssohn von zehneinhalb Jahren, im affektiven Leben infantil, lügt, sucht immer aus der Schlinge zu kommen, ist unzuverlässig, lärmend, „zerworfen", in beständiger Bewegung. Nach dem Sehbilde läßt sich nur von einer Infantilität sprechen. In der Blindarbeit aber sehen wir das schon geschilderte, für intellektuelle Zurückgebliebenheit sprechende, an einen Reisighaufen erinnernde, unbeholfene Liniengemisch, überhaupt wenig von einer Form. Ferner das schon bekannte,

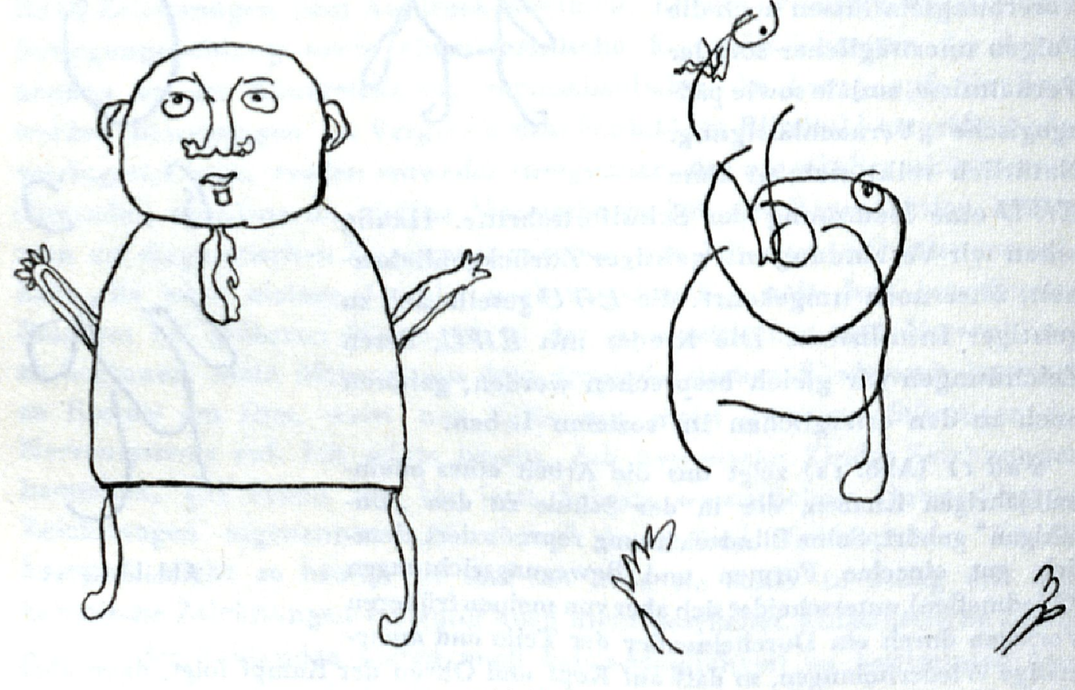


Abbildung 13

für den Charakter eines *EWU*-Kindes maßgebende Durcheinander, Wiederholung und auch Auslassung einzelner Teile, was auf Vergeßlichkeit hindeutet: Augen außerhalb des Kopfes, die Nase, ein Stückchen Kopfumriß, hierauf Kopfumriß, wiederum Augen, die Nase und noch ein unbestimmbares Häkchen, dann der Rumpf mit einem für eine Blindzeichnung nicht übel wiedergegebenen Bein, das zweite Bein ist vergessen. Schließlich kommen die Arme (Hände). Auffallend ist, daß sowohl in der Sehzeichnung als auch in der Blindreproduktion an einer Hand drei Finger sitzen, während an der anderen alle fünf gezeichnet sind. Die Bewegungsrichtung der Arme ist ziemlich gut dargestellt.

Fall 14. Ein elfjähriger Knabe aus der vierten Schulgruppe. Klagen über unsaubere Arbeit waren früher häufig, jetzt sind sie seltener geworden. Früher in allen Fächern ungenügend, jetzt hapert es nur bisweilen mit der Arithmetik. Die pädologische Prüfung ergibt, daß der Knabe beim Überlegen etwas schwerfällig ist, aber durchaus nicht geistig zurückgeblieben. Im Charakter weist er

einige Zuverlässigkeit auf, praktischen Sinn, Subtilität und Pedanterie, gleichzeitig aber Mißtrauen, Unruhe, ungeschickte Bewegungen. Hier ist die oberflächliche Diagnose von *EWU*, die wir auf Grund unseres Übereinkommens stellen mußten, wenig zutreffend. Für unsere gegenwärtigen Zwecke kommt es aber weniger auf die genaue Diagnose als auf die richtige Charakteristik des Kindes an. Was der eigentümliche Zickzack am Kopfe (Abb. 14), respektive neben dem Kopfe zu bedeuten hat, gelang mir nicht festzustellen. Hatte das Kind vielleicht die Absicht, zuerst Nase und Augenbrauen hinzustellen? Auf

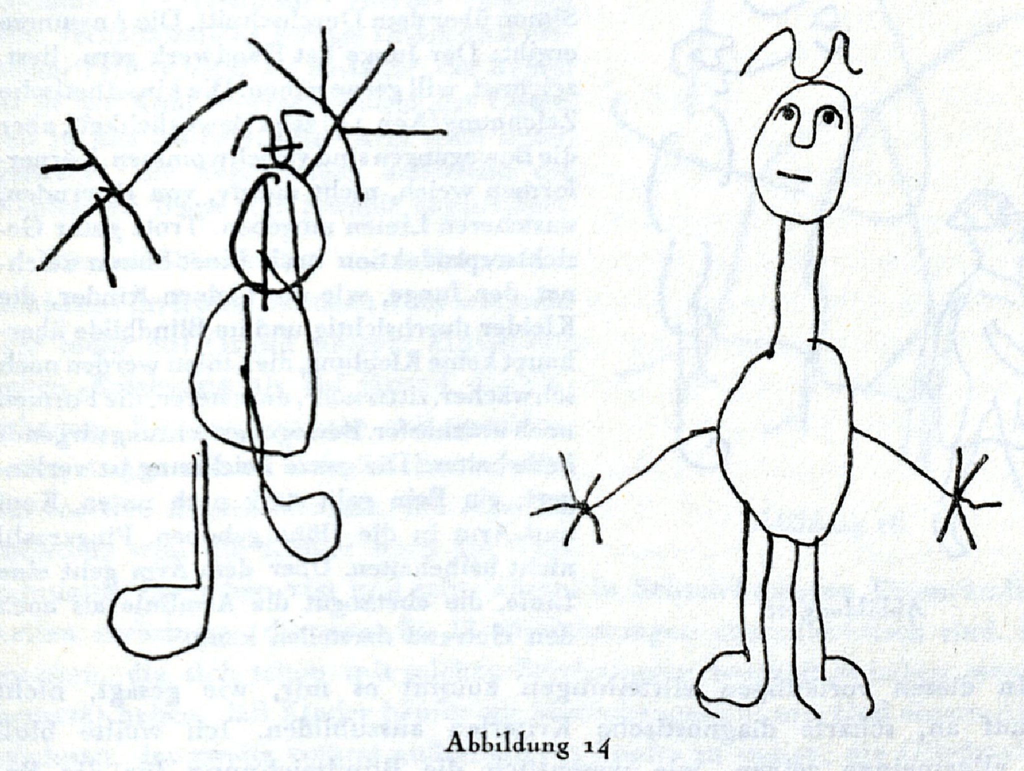


Abbildung 14

eine ziemliche Zuverlässigkeit im Charakter des Kindes dürften die in der Blindreproduktion gut eingehaltenen Formen, ja sogar deren ungefähre Dimensionierung hinweisen. Kein besonderes Durcheinander, keine Wiederholungen. Manche Teile sind gut miteinander verbunden. Auch die Bewegungsrichtung ist befriedigend wiedergegeben. Jedoch ist eine Bewegungsunruhe schon im Sehbilde vorhanden, die sich in der Blindzeichnung verstärkt. Auch Zerstreutheit ist vorhanden — die Augen sind vergessen. Die Mittellinie stimmt, aber die einzelnen Nebenteile fahren unordentlich nach den Seiten auseinander. Die Bewegung geht beim Blindbild zum Teil in entgegengesetzte Richtung über. Ein Bein, das tiefer stand, ist hoch heraufgezogen, das zweite, vom Rumpfe abgetrennt, ist heruntergefahren. Der rechte Arm war gesenkt, hier ist er in die Höhe gestiegen. Die Unruhe an den Fingern wird im Blindbilde wesentlich verstärkt. Es macht den Eindruck, als ob der Kleine bei der Fülle der auf ihn regellos eindringenden Bewegungen sich gänzlich verloren hätte.

Fall 15. Knabe, achteinhalb Jahre alt, Sohn eines Eisenbahnarztes, der vom Zuge überfahren wurde. Nach des Vaters Tode brach bei der Mutter eine Geisteskrankheit aus. Der Pädagoge schickte mir das Kind mit der Diagnose: „Verdacht auf psychische Unbeständigkeit und Neurose." Die Untersuchung ergab: *EWU* plus Hysterie. Nächtliche Angstzustände, Bewegungsunruhe, Zerstreutheit, Unaufmerksamkeit, leicht erregbar, wenig Ausdauer, keine Geduld. Leichte Ermüdbarkeit. Intellektuelle Prozesse mittelmäßig. Gesichtsreproduktion nach Binet-Simon über dem Durchschnitt. Die Anamnese ergibt: Der Junge hat Handwerk gern, liest, zeichnet, will gerne nähen. Die kinästhetische Zeichnung (Abb. 15) zeigt Beweglichkeit, aber die Bewegungen sind verschwommen. Körperformen weich, nicht massiv, von zitternden, unsicheren Linien umgeben. Trotz guter Gesichtsreproduktion nach Binet-Simon zeichnet der Junge, wie die kleinen Kinder, die Kleider durchsichtig und im Blindbilde überhaupt keine Kleidung, die Linien werden noch schwächer, zitternder, unsicherer, die Formen noch unschärfer. Bewegungsrichtung nirgends beibehalten. Die ganze Zeichnung ist verlängert, ein Bein geht stark nach unten, Kopf und Arm in die Höhe gehoben. Fingerzahl nicht beibehalten. Über dem Arm geht eine Linie, die ebensogut die Armlinie als auch den Hutrand darstellen kann.



Abbildung 15

In diesen vorläufigen Mitteilungen kommt es mir, wie gesagt, nicht darauf an, scharfe diagnostische Kriterien auszubilden. Ich wollte bloß im allgemeinen zeigen, wie wesentlich die Blindzeichnung für die Bestimmung der kleinen Persönlichkeit ist. Das Kind offenbart uns durch Formen und Bewegungen in Blindzeichnungen seinen „Lebensrhythmus". Es steht außer Zweifel, daß wir mit Hilfe weiterer Forschung über solche Zeichnungen bei verschiedenen Erkrankungen der Persönlichkeit („psychische Erkrankung") vieles finden werden, das zur Charakteristik der vorliegenden Pathologie beiträgt. Besonders wichtig wäre natürlich das Studium der Blindzeichnungen dort, wo es sich um Störungen zentralen Ursprungs auf sensorischem oder motorischem Gebiete handelt.

Fall 16. (Abb. 16.) Das hat ein normaler Knabe von zweieinhalb Jahren in meiner Gegenwart mit offenen Augen gezeichnet. Beide Eltern sind Ärzte. Der Onkel ist Maler. Für zweieinhalb Jahre eine über dem Niveau stehende Zeichnung, immerhin aber noch dem frühkindlichen Alter, das wir bis zu vier

Jahren rechnen, entsprechend. Diese Zeichnung führt direkt auf die von uns besprochenen Blindzeichnungen. Wir sehen zwar einige Zerstreutheit und Unsicherheit der Linien, die leicht durch das geringe Alter des Kindes und den Mangel an entsprechender motorischer Gewöhnung zu erklären sind, aber im übrigen die in allgemeinen Zügen richtig wiedergegebenen Umrisse sowohl der ganzen Figur als auch der einzelnen Teilabschnitte. Hierbei ebenfalls eine verhältnismäßig geringe Dislokation einzelner Teile in bezug auf einander: der Rumpf ist in den Kopf hineingeschoben, der Unterteil in den Mittelteil, der Arm nach unten gerichtet, die Augenbrauen außerhalb des Kopfes, die Beine vom Rumpfe abgesondert.

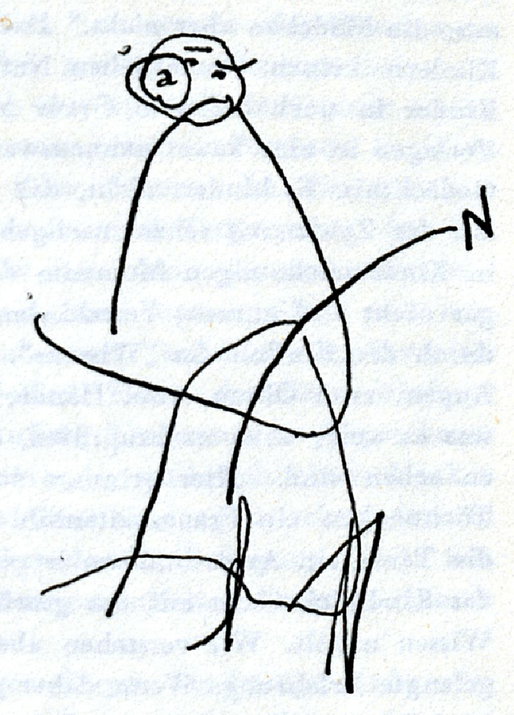


Abbildung 16

Dieser Fall berechtigt uns zu folgendem Schlusse: Im frühkindlichen Alter zeichnen wir mehr auf Grund unserer kinästhetischen Erfahrung als auf Grund des Gesehenen. Bei Zeichnungen mit geschlossenen Augen nähert sich der Erwachsene am meisten diesem Stadium. Ich sage am meisten, weil die Kinder noch im Vorschulalter (zwischen vier und acht Jahren) in Sehzeichnungen Eigentümlichkeiten vorbringen, die sonst für Blindzeichnungen charakteristisch sind. Die meisten, die sich schon mit solchen Zeichnungen beschäftigt haben, werden bemerkt haben, daß Kinder häufig ein Menschengesicht mit bloß einem Auge zeichnen, das zweite kommt außerhalb des Kopfes zu stehen, die Gliedmaßen sind vom Rumpfe getrennt; wenn eine Mütze da ist, so steht sie aufwärts, weit vom Kopfe entfernt. Wird ein Haus gezeichnet, so finden wir die Fenster nicht in der Mauer, sondern abseits im Luftraum. Diese Tatsachen sind aus der Literatur auch gut bekannt (Kerschensteiner, Levinstein, Ricci, Sölli u. a.).[1] Die räumlichen Abweichungen einzelner Teile sind nicht allein bei freien Zeichnungen, sondern auch bei Zeichnungen nach Vorlagen und Modellen vorhanden. Bülow[2] bestätigt dies durch seine Forschungen und zitiert Kerschensteiner: „Auf der ganzen Volksschulstrecke steht das

1) Kerschensteiner: Die Entwicklung der zeichnerischen Begabung. 1905. — Levinstein: Kinderzeichnungen bis zum vierzehnten Lebensjahr. 1905. — Sölli: (Angef.: Die Psychologie der Kindheit.) — Ricci: L'arte dei bambini. 1887.

2) Bülow: Die geistige Entwicklung des Kindes (russische Übersetzung).

Zeichnen aus dem Gedächtnis dem Modellzeichnen qualitativ nicht nach. Nur in den höheren Klassen nützen Knaben die vorgelegten Modelle richtig aus, die Mädchen aber nicht." Das beweist, meint Bülow, daß Modelle den Kindern keinen wesentlichen Nutzen bringen, und dies gilt für jüngere Kinder in noch höherem Grade als für Schulkinder. Das Zeichnen nach Vorlagen ist eine kaum nennenswerte Abänderung des Zeichnens nach dem Gedächtnis. Es hindert nicht, daß manche Nebensächlichkeiten des Modells auf der Zeichnung scharf nachgebildet sind; ja, die Erfahrung lehrt, daß in Kinderzeichnungen Momente dargestellt werden, die auf den Vorlagen gar nicht vorkommen. Verschiedene Forscher erklären diese Erscheinungen durch den Einfluß des „Wissens". Das Kind „weiß", daß der Mensch zwei Augen, zwei Ohren, zwei Hände, zwei Beine hat. Nun zeichnet es das, was es weiß, ohne nachzuprüfen, ob im gegebenen Modell alle diese Teile zu sehen sind. Hier erinnere ich mich gerade, wie mein dreijähriges Töchterchen ein Frauenseitenbild in der Hand hält und fragt: „Da hat die Tante ein Auge und wo ist das andere?" Dies beweist ebenfalls, daß das Kind sich nicht auf das gesehene Vorbild stützt, sondern nach seinem Wissen urteilt. Wir verstehen aber unter „Wissen" eine zum Bewußtsein gelangte Erfahrung. Wenn daher das Kind abweichend von der Vorlage je zwei Augen, Ohren, Arme, Beine zeichnet, wenn es richtig fünf Finger darstellt u. dgl. m., so sprechen wir vollberechtigt von einem „Wissen". Etwas anderes ist es, wenn das Kind die Augen auf den Bauch bringt, eine Mütze auf der Decke statt auf dem Kopfe anbringt, den Hals in den Kopf hineindrängt u. dgl. m. Dann dürfen wir natürlich nicht von einer bewußten Erfahrung respektive von einem Wissen sprechen, sondern müssen eine andere Erklärung suchen. Auf Grund des bisher Gesagten werden wir zunächst auf den Einfluß der kinästhetischen Erfahrungen zurückkommen. Für den kinästhetischen Charakter der Kinderzeichnungen, namentlich der Blindzeichnungen und der frühkindlichen Zeichnungen, spricht auch die diesen Zeichnungen in größerem oder geringerem Grade eigene Schematisierung. Sölli äußert sich dazu in folgender Weise: „Wir dürfen doch nicht glauben, daß ein drei- bis vierjähriges Kind sich ein Menschengesicht nicht besser vorstellt als es dasselbe zeichnet. Das schiene sinnlos. Es ist ja Tatsache, daß Kinderzeichnungen von haarlosen Menschen, ohne Ohren, Rumpf und Arme dem Wissen lange nachstehen. Meiner Meinung nach beruht dies darauf, daß der kleine Künstler eigentlich nur symbolisiert. Er ist nicht Naturalist und kümmert sich nicht um volle und genaue Übereinstimmung; er macht nur oberflächliche An-

deutungen." Bühler will einen Zusammenhang sehen zwischen Schematisierung in den Zeichnungen und dem abstrakt-logischen Denken, das nicht in konkreten Vorstellungen arbeitet, sondern in Begriffsschemen. Er meint: „Wenn die Entwicklung des konkreten Denkens bei sonst seelengesunden Menschen irgendwie und aus irgendeinem Grunde stockt, so muß dies bei den in dieser Hinsicht mangelhaften Personen in ihren Zeichnungen zum Ausdruck kommen. Von Idioten, an die wir hier zunächst denken müssen, haben wir weder auf Verleugnung des Gesagten, noch auf eine Bestätigung zu warten, denn sie sind anerkannt unbefähigt sowohl zum Zeichnen als auch überhaupt zu allem, was zum Vorstellungsleben gehört. Wie steht es aber mit Taubstummen, bevor sie irgendein Sprechvermögen oder irgendeinen Ersatz desselben erhalten? Wir können auch umgekehrt fragen: Äußern Kinder mit ausgesprochener Begabung zu abstraktem, mathematischem oder philosophischem Denken schon in frühesten Lebensjahren eine besondere Neigung zu schematischem oder symbolischem Zeichnen? Nach entsprechender Befragung glaube ich, einige Berechtigung für eine bejahende Antwort auf diese Frage gesammelt zu haben."

Ich habe mich seinerzeit mit analogen Fragen beschäftigt, und zwar:

Erstens: Spricht nicht eine besonders stark ausgeprägte Schematisierung in Zeichnungen, besonders wenn das Kind das Alter der Schematisierung bereits überschritten hat, für eine Neigung zum abstrakt-logischen Denken und umgekehrt?

Zweitens: Wird bei einem abstrakt-logisch denkenden Kinde sich nicht die Neigung zu scharf schematischen Zeichnungen bemerkbar machen?

Zur Beantwortung der zweiten Frage hoffe ich binnen kurzem genügendes Material sammeln zu können. Einstweilen erinnere ich an meine Mitteilungen über die Studentin der physikalisch-mathematischen Fakultät, die deutliche Halluzinationen schematisch-kinästhetischen Charakters äußerte. Ferner erzählte ich noch von reinen kinästhetischen Halluzinationen, die ich gerade bei schizoiden Typen beobachtete, d. h. bei solchen Typen, die zu abstrakt-logischem Denken besonders geneigt sind.

Was meine erste Frage anbetrifft, beziehe ich mich auf die Ergebnisse meiner Forschungen, und zwar: Sowohl geistig zurückgebliebene als auch Kinder mit abstrakt-logischem Denken boten uns Zeichnungen, die in bezug auf Schematisierung dem Alter dieser Kinder nicht mehr entsprechen. Diese paradox scheinende Ähnlichkeit hat ihre Berechtigung. Denn was verstehen wir unter Schematisierung? Das ist ein Vorgang, bei dem wir die Gesamt-

lage einer Erscheinung in ihren Hauptumrissen darstellen, d. h. wir beachten nur das Wesentliche an ihr, während wir alles andere beiseite lassen. Demgemäß muß die Schematisierung mit dem abstrakt-logischen Denken Hand in Hand gehen. Aber auch das kleine Kind denkt, wenn auch nicht logisch, so doch umfassend, es faßt zuerst eine Sache ebenfalls als Ganzheit und gewöhnt sich erst allmählich an die Zerlegung dieses Ganzen in seine Bestandteile. Wir wissen ja z. B., daß die ersten Worte des Kindes einen allgemeinen Charakter tragen. Darauf beruhen ja verschiedene Unterrichtsmethoden, wie z. B. der Leseunterricht nach Decroly, bei welchem wir, von ganzen Sätzen ausgehend, allmählich zu Einzelheiten übergehen. Kein Wunder daher, daß auch Zeichnungen der Kinder in deren früher Entwicklungsperiode zur Schematisierung neigen. Wie können wir aber den allgemeinen schematischen Charakter des kindlichen Denkens mit dem bekannten Konkretismus der kindlichen Vorstellungen in Einklang bringen? Das eine schließt das andere keineswegs aus. Die konkretesten, am innigsten mit organischen, subjektiven Empfindungen verknüpften Vorstellungen sind gerade diejenigen, welche am Grunde unseres abstrakt-logischen Denkens liegen. Es sind dies kinästhetische Vorstellungen. Sofern wir mit Zeichnungen manipulieren, werden wir von einer Verbindung von kinästhetischen Erfahrungen mit Seherfahrungen sprechen. Freilich läßt sich schwer sagen, wieviel wir dabei auf die kinästhetischen Vorstellungen und wieviel auf die Gesichtsvorstellungen verteilen müssen. Eines steht jedoch fest: das sichtbare Element an der Zeichnung beraubt sie ihrer abstrakten Eigenschaften. Das ist nämlich so zu verstehen, daß alles Aufgezeichnete stets in einem gewissen Maße die konkrete Realität abspiegelt. Sogar eine hingezeichnete Linie hat ihre Breite, Dicke, Farbe, hat ihre Attribute eines objektiv vorhandenen realen Gegenstandes. So wird auch ein gezeichnetes Bild bei beliebiger Schematisierung Gegenstände vorbringen, die an etwas Bestimmtes, real Existierendes erinnern. Rein abstrakt bleibt nur diejenige Linie oder dasjenige Bild, welches wir uns kinästhetisch vorstellen, d. h. in Form einer Bewegung, Dauer, Richtung, mit anderen Worten eine Linie, wie wir sie mathematisch darstellen mit Weglassung der subjektiven Momente. Also wird die Abstraktion in der Abtrennung vom Subjektiven gerade auf dem Gebiete der subjektivsten kinästhetischen Elemente bestehen. Die Abstraktion kann mehr oder weniger vollständig sein in unserem Denken, die vollständigste Abstraktion ist die mathematische. Nicht alle Gebiete unseres Denkens eignen sich zur Abstraktion. Daher subjektiviert sich das Abstrakte gleichzeitig irgendwo in der Tiefe des Be-

wußtseins, wie z. B. bei der Bildung einer hypnagogischen Halluzination oder eben im kindlichen Denken. Nun wird uns klar, daß das globale oder schematische Denken trotz gemeinsamer Züge durchaus nicht mit dem abstrakten Denken übereinstimmen muß. Das kleine Kind, das global oder schematisch denkt, ist in seinem Bewußtsein durchaus subjektiv und konkret.

Wie erwähnt, entspricht jeder abstrakten Reihe unseres Denkens eine synchron verlaufende gesichts-kinästhetische Reihe. Das will heißen, daß eine abstrakt gedachte Linie nicht mehr eine abstrakte, auch nicht eine reine kinästhetische Linie bleibt, sondern eine gesichts-kinästhetische wird. Die Gesichtsvorstellungen werden, wie schon mehrfach betont, bei ihrem Verschmelzen mit den kinästhetischen Vorstellungen dominieren. Auf diese Weise erhalten wir auch bei abstrakt-logisch denkenden Erwachsenen neben abstrakten „mathematischen" Vorstellungen konkrete, visuelle Vorstellungen. So erhalten wir z. B. auch hier anstatt einer mathematisch-geometrischen Vorstellung eine Linie, einen Strich, anstatt einer schematisch gedachten Liniengruppierung werden wir ein sichtbares schematisches Bild dieser Beziehung vor uns haben. Folglich muß das abstrakteste mathematische Denken auch sichtbare schematische Bilder ergeben. Nun ist es sehr wahrscheinlich, daß Individuen, die über eine große Zahl solcher schematischer Bilder verfügen, diese Schematisierungsveranlagung auch in Zeichnungen äußern werden. Die auf den ersten Blick paradox erscheinende Übereinstimmung zwischen Schematisierungsneigungen in Zeichnungen sowohl geistig zurückgebliebener als auch perfekt abstrakt-logisch denkender Menschen mutet uns nun ganz natürlich an. Die schematischen Zeichnungen geistig zurückgebliebener Kinder unterscheiden sich dabei, wie mehrmals erwähnt, erstens durch Hilflosigkeit der Linienführung, sodann finden wir auch in Sehzeichnungen älterer geistig zurückgebliebener Kinder Erscheinungen, die wir als charakteristisch erachteten für Blindzeichnungen und Zeichnungen kleiner Kinder überhaupt, z. B. die Dislokation einzelner Teile, Raumunabhängigkeiten u. dgl. m. Und schließlich verrät sich neben der Schematisierung der kindliche Subjektivismus und Konkretismus bei Zurückgebliebenen durch gleichzeitige Häufung von unnötigen nebensächlichen Details in der Zeichnung. Als Gegensatz fallen die schematischen Zeichnungen begabter Kinder durch ihre Klarheit auf, durch die Bestimmtheit der Linienführung und durch Wegfall aller unnötigen Details. Die Zeichnungen begabter Kinder unterscheiden sich sonst nicht von den Zeichnungen ihrer Altersgenossen. Bei Blindzeichnungen haben wir zugleich

mit der Schematisierung ebenfalls die üblichen Attribute, die kinästhetische Bilder charakterisieren.

Neigung zur Schematisierung habe ich aber auch bei einigen anderen Kindern beobachtet, deren Gesichtsreproduktion nicht unter der Norm war. Diese Kinder zeigten ebenfalls ein gutes, abstrakt-logisches Denken. Aber lange nicht alle Kinder mit gutem abstrakt-logischem Denken zeigten eine Neigung zur Schematisierung in den Zeichnungen. Wie soll man dies erklären? Ist es gerade eine bestimmte Art abstrakt-logischen Denkens, eine Art des Denkens z. B., die zu geometrischen Konstruktionen neigt, die hauptsächlich schematische Zeichnungen liefert? Oder spielen hier andere, bisher nicht genügend berücksichtigte Umstände mit? Dies sollen uns weitere Untersuchungen zeigen.

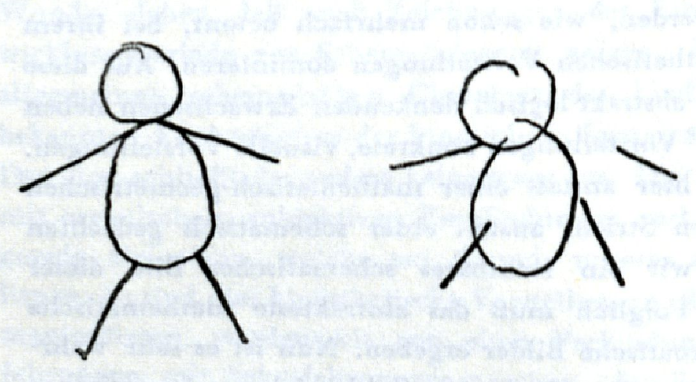


Abbildung 17

Fall 17 (Abb. 17) illustriert uns das Gesagte in Seh- und Blindzeichnungen eines zwölfjährigen Jungen von besonders klarem, abstrakt-logischem Denken. Typische Hysterie der Pubertätszeit. Sexuelle Schwierigkeiten. Selbstbewußt. Genaue Empfänglichkeit. Gesichtsreproduktion nach Binet-Simon unter dem Durchschnitt. Musikalisch gut begabt. Tuberkulöse Infektion.

Seinerzeit wurde auch Piaget[1] durch den „globalen" Charakter von Kinderzeichnungen mit auseinanderliegenden Einzelteilen ohne gegenseitigen Zusammenhang überrascht. Dieses Auseinanderliegen nannte Piaget „Juxtaposition" und erklärte sie aus den Eigentümlichkeiten des kindlichen Denkens. Das Kind, meint Piaget, faßt die Erscheinungen in ihrer Ganzheit auf. Erst später wird es verschiedener Einzelheiten gewahr, deren es jede wiederum als besonderes Ganzes betrachtet, indem es noch nicht versteht, diese dem Allgemeinen unterzuordnen. Vorher hat Freud in seiner „Traumdeutung" auf Erscheinungen der Juxtaposition in der halluzinatorischen Sprache des Traumes hingewiesen, ohne dieser Erscheinung einen

1) Jean Piaget: I. Le langage et la pensée chez l'enfant 1924; II. Le jugement et le raisonnement chez l'enfant; III. La représentation du monde chez l'enfant; IV. La causalité physique chez l'enfant; Une forme verbale de la comparaison chez l'enfant. Arch. de Psychologie. Tome XVIII, Nr. 69—70. Mai-Oktober 1921.

speziellen Namen beizulegen. Bekanntlich faßt Freud diese Denkmechanismen des Träumenden als frühkindliche auf.

Zweifelsohne hat das Kinderdenken seine eigenen Mechanismen, denen wir sowohl in seinen Zeichnungen als auch in der Wortsprache, sowie in den Schöpfungen und Zuständen Erwachsener begegnen, die irgendwie mit frühkindlichen Denkmechanismen zu tun haben. Allein es bleibt noch unentschieden, ob wir den eigentümlichen Charakter der kindlichen Produktionen, im speziellen Falle der kindlichen Zeichnungen, durch spezielle kindliche Denkmechanismen erklären sollen oder nicht vielmehr umgekehrt, nämlich: Da unser Denken im allerfrühesten Kindesalter zuerst ausschließlich, später hauptsächlich aus den kinästhetischen Erfahrungen schöpfte, sollten wir vielleicht die Eigenartigkeit der kindlichen Denkmechanismen durch die Eigentümlichkeiten der kinästhetischen Erfahrung erklären. Ich persönlich bin für die zweite Anschauung. „Das Sein bedingt das Bewußtsein" (Marx): Die charakteristischen Eigentümlichkeiten des frühkindlichen Denkens verdanken wir den ontogenetisch frühesten kinästhetischen Erfahrungen. Man kann mir erwidern: Aber ein Kind, das Mechanismen des frühkindlichen kinästhetischen Denkens zur Schau tragen soll, verwendet ja schon längst seine Seh-, Hör- und andere Erfahrungen. Die Beeinflussung der Denkmechanismen durch Seh-, Hör- und andere Erfahrungen ist freilich auch für das früheste Kindesalter unbestreitbar, es gehört jedoch viel zuviel Zeit dazu, um Grundvorstellungen, Begriffe, den ganzen Denkmechanismus zu ändern, der auf Grund von tief eingewurzelten, lange vor der Geburt beginnenden Erfahrungen aufgebaut wurde. Wissen wir denn nicht, wie schwer es uns Erwachsenen fällt, uns von gewissen stark eingefleischten Begriffskategorien zu befreien, sogar wenn wir logisch und mit vollem Bewußtsein einsehen, daß wir uns von dem Vermächtnis der früheren Erfahrung lossagen müssen, weil es uns hindert, etwas Neues aufzufassen? Um so stärker ist der Einfluß der ursprünglichen Erfahrung beim Kinde. Außerdem überschätzen wir vielleicht beim Kinde, sowie möglicherweise auch beim Erwachsenen, die Höhe der Seherfahrung zu Ungunsten der kinästhetischen. Vielleicht handelt es sich beim Kinde gar nicht so ausschließlich ums „Sehen", wie wir glauben (bekanntlich sollen Erwachsene drei Viertel aller ihrer Kenntnisse den Seherfahrungen verdanken), denn schließlich bekommen wir sogar beim reinen Sehprozeß gleichzeitig kinästhetische Eindrücke. Und die Kinderzeichnungen, respektive das kindliche Ab- oder Nachzeichnen, müssen uns doch zuletzt auch darüber belehren, daß zwischen dem, was wir „sehen" nennen, und der wirklichen Ausnützung der erhaltenen Gesichtseindrücke

noch ein großer Unterschied besteht. Hieraus entnehmen wir zwei didaktische Schlüsse:

1) Man muß dem Kinde nicht nur das Sehen beibringen, sondern es dazu erziehen, das Gesehene auch auszunützen, d. h. wir müssen dem Kinde wirkliche spezifische Gesichtserfahrungen geben, die es behalten und nötigenfalls richtig reproduzieren kann. Diese Forderung wurde bereits von mehreren Pädagogen erhoben, welche den Vorzug des Gedächtniszeichnens beim Unterricht vor dem Abzeichnen betonen.

2) Es bleibt zu wünschen übrig, daß die kinästhetischen Erfahrungen im planmäßigen Unterricht einen viel bedeutenderen Platz einnehmen, als es bisher der Fall war Nicht nur bei der allgemeinen Körperkultur, Gymnastik, rhythmischer Gymnastik, teilweise beim Musikunterricht, sondern auch zu Zwecken der Ausbildung von speziellen Eigenschaften unseres Intellektes sollte die Ausbildung von kinästhetischen Empfindungen von größter Wichtigkeit sein. Überall dort, wo wir zuerst an Sehschärfeübungen dachten, wie bei Distanz- und Größenschätzung, bei der Orientierung im Raume, bei der Zeitschätzung, könnte die Kultur von kinästhetischen Empfindungen manches beitragen. Ferner halte ich es für sehr geboten, speziell zur Entwicklung des abstrakt-logischen Denkens, namentlich vielleicht beim Geometrieunterricht, das Zeichnen von Skizzen mit geschlossenen Augen zu versuchen. Wir wissen nämlich, wie schwer es dem Schüler anfangs fällt, der an konkretes, sichtbares Auffassen mathematischer Lehren gewöhnt ist, sich abstrakte Vorstellungen anzueignen. Mit Algebra ist es zunächst noch leidlich. Aber es kann sich selten ein Schüler eine planimetrische Skizze im Kopfe vorstellen, an die Lösung einer geometrischen Aufgabe schon gar nicht zu denken. Beim Zeichnen der planimetrischen Skizzen mit geschlossenen Augen fixieren wir unsere Aufmerksamkeit mehr auf das kinästhetische Bild, wir nähern uns dadurch nach dem vorher Besprochenen leichter einer vollständigen mathematischen Abstraktion, die ihrerseits, wie wir wissen, zu entsprechenden gesehenen Schemata führt.

Wir stellen damit die fehlende Brücke her zwischen der dem Kinde nichtssagenden gezeichneten planimetrischen Skizze und dem abstrakt-mathematischen Inhalt, den sie darstellen soll.

Das Zeichnen mit geschlossenen Augen könnte endlich beim planmäßigen Zeichenunterricht Verwendung finden.

*

Alles Gesagte läßt sich folgenderweise zusammenfassen:

1) Unserem abstrakt-logischen, meist sprachlich ausgedrückten Denken entspricht das synchronisch mit ihm verlaufende „bildhalluzinatorische“ oder „organische“ Denken. Bruchstücke dieses Denkens können wir in den Fällen beobachten, wo aus irgendeinem Grunde die Schärfe unserer bewußten Denktätigkeit abnimmt, so in Träumen, bei starken Ermüdungszuständen, psychischen Erkrankungen, Vergiftungen u. dgl. m.

2) Das der frühesten Kindheit eigene, hier noch einzig bestehende, bildhalluzinatorische Denken nimmt seinen Ursprung zunächst in der kinästhetischen Erfahrung. Im Verlaufe der ontogenetischen Entwicklung verschmelzen die kinästhetischen Erfahrungen mit späteren Erfahrungen, die aus anderen Sinnesgebieten stammen, vor allem mit Gesichtserfahrungen. Durch die enge Verschmelzung der kinästhetischen Eindrücke mit Gesichtseindrücken ist der vorherrschend sehkinästhetische Charakter des bildhalluzinatorischen Denkens erklärlich.

3) Die kinästhetischen Bilder fanden bis jetzt in der Literatur keine genügende Würdigung. Wir hörten nur von gesichtshalluzinatorischem Denken. Das kommt daher, daß die kinästhetischen Bilder in der Regel von den stärker objektivierten Gesichtsbildern absorbiert werden.

4) Aus genauen Beobachtungen stellt sich jedoch heraus, daß diese Absorbierung nur eine scheinbare ist: Unser unterschwelliges Denken hat viele Eigentümlichkeiten bewahrt, die von der kinästhetischen Erfahrung abstammen.

5) Die Eigentümlichkeiten der kinästhetischen Bilder treten bei Beobachtungen der Kinderzeichnungen hervor; es sind die gleichen, wie bei den Experimenten von Katz an den Gliederphantomen Amputierter. Genau wie bei den Amputiertenphantomen sehen wir in den kindlichen Blindreproduktionen: *a)* die annähernd eingehaltene Form einzelner Körperteile; *b)* die Verlängerung oder Verkürzung einzelner Körperabschnitte nach verschiedener Richtung hin; *c)* die teilweise Beibehaltung der Bewegungsrichtung, respektive der Lage von einzelnen Abschnitten, häufig mit erstaunlicher Pünktlichkeit wiedergegeben; *d)* das Beibehalten des gegenseitigen Verhältnisses zwischen den einzelnen Abschnitten in allgemeinen Zügen. Daneben große Unabhängigkeit (Juxtaposition von Piaget) der einzelnen Teile, die so weit gehen kann, daß dem physikalischen Undurchdringlichkeitsgesetz nicht mehr Rechnung getragen wird.

6) Die erwähnten Eigentümlichkeiten der Blindzeichnungen älterer Kinder sind typisch für die Sehzeichnungen der jüngeren Kinder. Es ergibt sich hieraus,

daß *a)* die Zeichnungen der jüngeren Kinder auch bei offenen Augen mehr kinästhetisch als sichtbildlich sind, und daß *b)* bei Blindzeichnungen wir uns den Zeichnungen der frühkindlichen Periode nähern.

7) Viele der von verschiedenen Forschern beschriebenen Eigentümlichkeiten des frühkindlichen Denkens, wie z. B. Schematismus, Juxtaposition werden durch den kinästhetischen Charakter unserer primitiven Erfahrungen erklärlich, und zwar: die Kinderzeichnungen sind nicht deshalb schematisch, weil das Kindesdenken schematisch ist, sondern umgekehrt: das Kindesdenken ist schematisch, weil es mehr als das bewußte Denken Erwachsener auf kinästhetischer Erfahrung beruht, aus der sich, wie wir gesehen haben, die Neigung zur Schematisation, Juxtaposition u. dgl. ableitet.

8) Die kinästhetische Zeichnung reproduziert zuweilen äußerst genau die Körperlage des Zeichnenden. Die dimensionsrichtige oder -unrichtige Entwicklung einzelner Körperteile, der ganze „Bewegungsrhythmus" des Individuums kommt viel deutlicher zum Vorschein in der Blindzeichnung als in der Sehzeichnung. Und da Körperform sowie Körperbewegung den direkten Ausdruck unserer „Konstitution" bilden, liegt die Bedeutung der kinästhetischen Zeichnungen für die Erforschung der Konstitution klar auf der Hand. Der große Vorzug gerade des Zeichenstudiums in diesem Falle besteht in der Fixation des zu Erforschenden in immer ein und derselben Form, die wir nach Belieben in aller Ruhe immer wieder untersuchen können.

9) Die kinästhetische Zeichnung vergegenwärtigt uns auch Mängel des Körperbaues und der Bewegungen, die durch die Erkrankung des Zentralnervensystems bedingt sind, wie z. B. bei spinaler Kinderlähmung, Enzephalitis u. dgl. Das berechtigt uns zu Vermutungen über den möglichen diagnostischen Wert der kinästhetischen Zeichnungen bei Erkrankungen des Zentralnervensystems.

10) In den kinästhetischen Zeichnungen spiegeln sich die Charakterabsonderlichkeiten des Kindes ab, mit Einschluß scharf pathologischer Persönlichkeitsveränderungen. Somit ersehen wir die Wichtigkeit der kinästhetischen Zeichnung für die Erforschung der normalen und der anormalen Persönlichkeit.

11) Mit dem speziellen Teil der Persönlichkeitsergründung in bezug auf die Berufsbefähigungen befaßt sich die Psychotechnik. Die kinästhetische Zeichnung könnte uns zugleich mit dem somatischen und allgemein psychologischen Bilde der Persönlichkeit die Möglichkeit erteilen, uns über Spezialbegabungen zu äußern.

12) Die kinästhetischen Zeichnungen sollten auch zu didaktischen Zwecken ausgenützt werden, so zur Entwicklung des abstrakt-logischen Denkens, wie z. B. in der Mathematik, speziell beim Geometriestudium. Auch beim Zeichenunterricht dürfte die Bewertung alles bisher Gesagten von nicht zu unterschätzenden Folgen begleitet sein. Schließlich wäre in allen Fällen, wo wir bei der Schuljugend Pünktlichkeit, Geschicklichkeit, exaktes Augenmaß, eventuell auch exakte Zeitschätzung entwickeln wollen, der Versuch von speziellen Übungen der kinästhetischen Empfindungen zu empfehlen, insbesondere das Schemenzeichnen mit geschlossenen Augen.

Psychoanalytische Bemerkungen zur James-Langeschen Affekttheorie

Von

Yrjö Kulovesi

Tampere, Finnland

Während der psychoanalytischen Arbeit an einem Ticfall, den ich früher in der Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse publiziert habe,[1] kam ich auf den Gedanken, die bekannte James-Langesche Theorie psychoanalytisch zu beleuchten. Dieser Gedanke lag nahe, da das Ergebnis der Analyse zeigte, daß in dem Falle Ausdrucksbewegungen, nämlich die motorischen Muskelreflexe des Weinens und der Zwang zum Schreien, als Krankheitssymptome in Erscheinung traten, während die Patientin nichts von der Herkunft dieser Symptome wußte, die in diesem Falle in der Reaktion auf eine frühe Beobachtung des elterlichen Koitus wurzelten. Im folgenden seien die Schlußfolgerungen dargestellt, die sich bei einer solchen Betrachtung ergeben.

William James bringt Gemütsbewegungen und „Instinkte" in ein nahes Verhältnis zueinander. Er sagt, daß jedes einen Instinkt auslösende Objekt auch eine Gemütsbewegung bewirkt. Da die Frage des Instinktes noch wenig geklärt ist, und verschiedene Forscher darunter Verschiedenes verstehen, so ist es am Platze, erst zu erklären, was William James unter „Instinkt" versteht. Er bleibt nicht vor der wunderbaren Zweckmäßigkeit des Instinktes in Bewunderung stehen und teilt nicht die althergebrachte Annahme, daß das Tier eine Vorkenntnis von dem Ziele seiner instinktiven Handlung besäße. Der Instinkt ist ihm ein Resultat der Entwicklung. Wie ja jeder Körperteil seiner Arbeit zweckentsprechend angepaßt ist und deshalb

1) Kulovesi: Zur Entstehung des Tics. Internat. Zeitschr. f. PsA. XV. 1929.

schon in seinem Bau den Forderungen seiner Funktion entspricht, so stellen auch die Instinkte Anpassungen an die Forderungen des Lebens dar. Die Instinkte sind also funktionelle Korrelate der körperlichen Struktur. Mit anderen Worten: Mit dem Vorhandensein eines gewissen Organs geht fast immer eine angeborene Fähigkeit zu dessen Gebrauch einher. Die instinktiven Handlungen stimmen alle mit dem allgemeinen Reflextypus überein. Und James sagt: „Sowohl beim Instinkt wie bei der Gemütsbewegung kann bloße Erinnerung oder Einbildung des Objektes hinreichen, die Erregung auszulösen".

Dieser Standpunkt ist in großen Zügen derselbe, den die Biologie überhaupt gegenwärtig in der Frage des Instinktes einnimmt. Zum Vergleich seien hier jene Worte zitiert, mit denen z. B. der Zoologe H. E. Ziegler den Instinkt definiert:

„Eine Handlung muß insofern als instinktiv gelten", schreibt er, „als sie 1) ererbt ist, d. h. der Trieb und die Fähigkeit zu der Handlung unter erblichen Eigenschaften der Spezies oder der Rasse gehört; 2) ein vorhergehendes Erlernen nicht nötig ist; 3) im wesentlichen gleich verläuft bei allen normalen Individuen der Spezies oder Rasse; 4) der körperlichen Organisation des Tieres entspricht, also zu dem normalen Gebrauch seiner Sinnesorgane, Gliedmaßen usw. in Beziehung steht; 5) den natürlichen Lebensverhältnissen der Tierart angepaßt ist, oft auch mit den regelmäßigen Änderungen der natürlichen Lebensverhältnisse, z. B. mit den Jahreszeiten zusammenhängt."

Indem James die Gemütsbewegung in einem nahen Verhältnis zum Instinkt sieht, liegt es ihm nahe, das Hauptgewicht auf den körperlichen Ausdruck der Gemütsbewegung zu legen, weil gerade dieser dabei als reflexmäßige, instinktive Reaktion auftritt. Es ist also nicht verwunderlich, daß in seiner Theorie die primäre Bedeutung bei der Gemütsbewegung dem körperlichen Ausdruck zukommt, und die eigentliche psychische Gemütsbewegung nur die zweite Stelle einnimmt. In seiner Theorie will er allerdings nur über „gröbere Gemütsbewegungen" sprechen.

„Die Auffassung", schreibt er, „die man gewöhnlich von den gröberen Gemütsbewegungen hat, ist die, daß die psychische Wahrnehmung irgendeiner Tatsache diejenige psychische Erregung herbeiführt, die wir Gemütsbewegung nennen, und daß dieser letztere psychische Zustand die körperlichen Ausdruckserscheinungen veranlaßt. Meine Theorie dagegen ist die, daß die körperlichen Veränderungen direkt auf die Wahrnehmung der erregenden Tatsache folgen, und daß das Bewußtsein vom Eintritt eben dieser Veränderungen die Gemütsbewegung ist. Der gesunde Menschen-

verstand sagt: wir verlieren unser Vermögen, sind betrübt und weinen: wir treffen einen Bären, erschrecken und laufen davon; wir werden von einem Gegner beleidigt, geraten in Zorn und schlagen zu. Die hier vertretene Hypothese aber behauptet, daß die Reihenfolge nicht richtig ist, daß der eine psychische Zustand nicht unmittelbar durch den anderen herbeigeführt wird; daß erst die körperlichen Äußerungen dazwischentreten müssen, und daß man infolgedessen behaupten muß, wir sind traurig, weil wir weinen, zornig, weil wir zuschlagen, erschrocken, weil wir zittern; statt zu sagen: wir weinen, schlagen zu oder zittern, weil wir traurig, zornig oder erschrocken sind."

Betrachten wir nun näher einige der Beweise, die William James für seine Theorie anführt. Ich wähle solche, auf welche eine psychoanalytische Beleuchtung besonderes Licht zu werfen geeignet ist. Wir werden sehen, daß diese auch die wichtigsten sind.

„Den besten Beweis", sagt er, „dafür, daß die unmittelbare Ursache der Gemütsbewegung eine physische Wirkung auf die Nerven ist, liefern jene pathologischen Fälle, in welchen die Gemütsbewegung keinen Gegenstand hat. Einer der Hauptvorzüge der von mir vorgeschlagenen Theorie scheint in der Tat der zu sein, daß mit ihrer Hilfe pathologische und normale Fälle so leicht unter ein gemeinsames Schema gebracht werden können. In jeder Irrenanstalt gibt es Fälle von gänzlich unbegründetem Ausbruch von Angst, Zorn, Melancholie oder Einbildung und andere von ebenso unmotivierter Apathie, die den Kranken nicht verläßt, wenn auch die äußeren Umstände geeignet wären, sie zu verscheuchen. Im ersteren Falle müssen wir annehmen, daß der nervöse Apparat nach irgendeiner emotionalen Richtung hin so „labil" ist, daß fast jeder (wenn auch noch so ungeeignete) Reiz ihn veranlaßt, in jener Weise zu reagieren und jenen besonderen Komplex von Empfindungen zu erzeugen, in dem der psychische Kern der Gemütsbewegung besteht."

Man kann sagen, daß James an dieser Stelle der Wahrheit nahekam. Wenn er wirklich das Unbewußte verstanden hätte, so hätte er allerdings gemerkt, daß die Gemütsbewegung trotz scheinbarer Unmotiviertheit dennoch ihre Erklärung findet. Er hat gerade hier wie in seiner ganzen Theorie an der Grenze gestanden, wo nur die Kenntnisse von den unbewußten seelischen Mechanismen weiter zur Erklärung geführt hätten. Ihm entging die Tatsache in ihrer ganzen Klarheit, daß der tiefste Faktor der Gemütsbewegung ein unbewußter Komplex ist, den die Wahrnehmung mobil macht.

Die Psychoanalyse hat gezeigt, daß es in den pathologischen Fällen, aus denen James den besten Beweis für seine Theorie herzuleiten behauptet, tiefe, unbewußte Faktoren gibt, die seelischer Natur sind. Jedoch muß gesagt werden, daß die Triebpsychologie schließlich in jene Tiefen führt, in denen das Seelische und das Körperliche im Begriff des „Triebes" einander nahekommen.

Es sei hier noch eine Stelle von James erwähnt:

„Ich erinnere mich, als Knabe einmal sehr erstaunt gewesen zu sein über eine Ohnmacht, die mich als sieben- oder achtjährigen Jungen befiel, als ich dem Aderlaß eines Pferdes zusah. Das Blut war in einem Eimer, in dem sich auch ein Stock befand, und wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt, rührte ich es rundum und sah es von dem Stock heruntertröpfeln, ohne anderes Gefühl als das der kindlichen Neugierde. Plötzlich wurde es mir schwarz vor den Augen, es sauste mir in den Ohren und ich verlor die Besinnung. Ich hatte niemals gehört, daß der Anblick von Blut Ohnmacht oder Unwohlsein hervorruft, und hatte so wenig Scheu davor und so wenig ein Bewußtsein von irgendeiner damit verbundenen Gefahr, daß ich mich — wenn ich mich recht entsinne — selbst in jenem zarten Alter wundern mußte, wie das bloße physische Vorhandensein eines Eimers voll hochroter Flüssigkeit so ungeheuere körperliche Wirkungen in mir veranlassen konnte".

Für den Psychoanalytiker ist dieser Vorgang nichts Neues. Auch in einem solchen Falle gibt es tiefe unbewußte Vorstellungen, die die Psychoanalyse im „Kastrationskomplex" kennt.

Damit befinden wir uns beim Kernpunkte der Frage. Wir finden den die Gemütsbewegungen verursachenden Faktor im Gebiete des Unbewußten. Es sei erlaubt, hiebei noch einmal auf die eingangs erwähnte Ticanalyse zurückzukommen.

Die Patientin hatte in ihrer frühen Kindheit in der Urszene eine Erfahrung voll Schrecken und Angst gemacht. Wenn im späteren Leben die unbewußte Spur der Urszene wieder durch gewisse Wahrnehmungen mobilisiert wird, erscheint das in der Urszene unterdrückte Weinen in doppelter Rolle in der Symptomatik: Tic und Schreizwang wollen den damals unterlassenen Impuls nachholen; beide drücken aber auch gleichzeitig die gegenteilige Tendenz aus, das Weinen — in genauer Wiederholung des Urerlebens — abermals zu unterdrücken.

In diesem Falle deckte die Psychoanalyse auf, daß die nach James primären, von der äußeren Wahrnehmung angeregten Ausdruckserscheinungen doch

sekundärer Natur sind, sie treten erst auf, nachdem durch die äußere Wahrnehmung ein unbewußter Komplex mobilisiert wurde. In diesem Falle handelte es sich um die verdrängte Erinnerung an Schrecken und Furcht der Urszene.

Wenn nun James sagt, daß zwischen der äußeren Wahrnehmung und der Gemütsbewegung der körperliche Ausdruck liegt, so ist dem zu entgegnen, daß zwischen der äußeren Wahrnehmung und dem körperlichen Ausdruck noch der unbewußte seelische Komplex wirkt. Dieser seelische Komplex wird mobilisiert, wenn die Wahrnehmung ein Objekt berührt, das in assoziativem Zusammenhang mit ihm steht. Wenn wir jetzt an die pathologischen Fälle denken, die James zur Beweisführung heranzog, so können wir sagen, daß dabei ein bestimmter Komplex eben besonders leicht anspricht. Er ist einer empfindlichen Saite zu vergleichen, die durch verschiedene Reize in Schwingungen versetzt werden kann.

Es sei noch eine Bemerkung über die Stelle, die James als den Kernpunkt seiner Theorie hinstellt, gestattet. Er schreibt:

„Ich komme auf den Kernpunkt meiner ganzen Theorie. Wenn wir uns nämlich irgendeine starke Gemütsbewegung vorstellen und dann versuchen, von dem Bewußtsein derselben alle Empfindungen ihrer körperlichen Symptome abzuziehen, dann werden wir finden, daß wir nichts übrig behalten, kein „psychisches Material", aus dem die Gemütsbewegung wieder aufgebaut werden könnte, und daß ein kalter und neutraler Zustand intellektuellen Erfassens allein zurückbleibt".

Diese Behauptung ist zu kategorisch. Nehmen wir ein Beispiel. Als Ausdruck des Kummers ist das Weinen typisch. Es ist ein vererbter Reflex, durch den schon das Kind eine für sein seelisches System zu starke Spannung entlädt. Diese zu starke Spannung kann von körperlichem Schmerz, von Angst vor dem Einsamsein oder von ähnlichem, mit einem Wort durch Unlust aller Art verursacht sein. Bei einem älteren Menschen ist diese Entladung nicht mehr notwendig, und sie geschieht nicht mehr reflexmäßig wie beim Kinde, sondern die intellektuelle Beherrschung tritt hinzu. Dessenungeachtet kann die Emotion doch stark sein. Natürlich ist der Ausdruck auch dann mit im Spiele, aber als unterdrückte seelische Tatsache und nicht als körperliche, wie sie James allein wirkend sehen will. Der Ausdruck ist also, wie das Wort schon ausdrückt, ein Mittel zur Entladung einer inneren Spannung und nicht die primäre Ursache der bewußten Gemütsbewegung. Andrerseits ist nicht zu leugnen, daß auch der körperliche Ausdruck von der Peripherie her auf dieselbe Weise wie die äußere

Wahrnehmung wirken kann, weil auch er in einem nahen assoziativen Zusammenhang mit dem unbewußten Komplex steht.

Freud hat also recht, wenn er sagt, daß die Gemütsbewegung immer im tiefsten Grunde eine Wiederholung eines früheren Vorganges ist, und auch wenn er in jeder Ausdrucksbewegung das Normalvorbild des Konversionssymptoms sieht. Nun ist die Frage, ob in dem erwähnten Ticfalle jenes frühinfantile Schreckerlebnis in der Urszene wirklich allererstes Urerlebnis war. Sicherlich nicht; in ihm sind gewiß notwendigerweise noch frühere Erlebnisse und ererbte Erlebnisspuren wieder mobilisiert worden. Sicher kann nur so viel gesagt werden, daß die tiefste Grundlage solcher Reaktion mit dem allerersten affektiven Schreien zusammenhängen muß. Wenn wir uns weiter fragen, bei welchem Erlebnis ein Kind erstmalig schreit, so ist es klar, daß das bei der Geburt geschieht. Die traumatischen Erlebnisse hiebei sind derartig, daß sie entspannende Reflexe auf verschiedenen Gebieten des Körpers in Bewegung setzen, unter ihnen auch das Schreien. An dieser Stelle sei auf die Behauptung Freuds hingewiesen, daß die Geburt auch der Urtyp aller späteren Angst ist, und nach seinen eigenen Worten ist Freud nicht der erste, der diese Hypothese ausgesprochen hat, sondern schon Erasmus Darwin hat beobachtet, daß die Angst auch im späteren Leben sich derselben Reflexe bedient, die das Kind schon bei der Geburt äußert. Hier kommen wir auf die Instinktmäßigkeit der Gemütsbewegungen zurück. Wir sehen ihren Ausdruck als vererbten Reflex. An dieser Stelle sei James eine Anerkennung dargebracht dafür, daß er in seiner Theorie auf die Bedeutung der körperlichen Ausdruckserscheinungen in der Geschehenskette der Gemütsbewegungen aufmerksam gemacht hat. Hiezu hat aber die Psychoanalyse noch die Erklärung hinzuzufügen, daß die die Gemütsbewegungen zutiefst hervorrufenden Faktoren die unbewußten Komplexe der verschiedenen Schichten des Seelenlebens sind.

Havelock Ellis behauptet im Buche „Mann und Weib", daß seines Wissens selten ein Psychologe von Bedeutung der James-Langeschen Theorie ernsthafte Opposition gemacht hat. Eine von diesen Ausnahmen ist Wundt. Er hat über die James-Langesche Theorie unter anderem folgendes geschrieben:

„Wenn dann freilich C. Lange und W. James in dieser begleitenden Erscheinung die ausschließliche Ursache der Affekte selbst erblickten, indem sie diese für psychische Vorgänge erklärten, die regelmäßig erst durch die Ausdrucksbewegungen ausgelöst würden, so ist diese paradoxe Annahme aus drei Gründen unhaltbar. Erstens treten die entscheidenden äußeren Symptome der Affekte erst in einem Momente hervor, wo die

psychische Natur des Affektes schon deutlich differenziert ist; dieser geht also denjenigen Innervationswirkungen voran, die hier als reine Ursachen in Anspruch genommen werden. Zweitens ist es absolut unmöglich, die Mannigfaltigkeit der psychischen Affektzustände dem verhältnismäßig einfachen Schema der Innervationsänderungen einzuordnen: die psychischen Vorgänge selbst sind um vieles reicher als ihre spezifisch verschiedenen Ausdrucksformen. Endlich stehen drittens die psychischen Begleiterscheinungen der Affekte in durchaus keiner konstanten Beziehung zu der psychologischen Qualität derselben. Dies gilt namentlich von den Puls- und Atmungswirkungen, aber auch z. B. von den pantomimischen Ausdrucksbewegungen. Affekte, die einen sehr verschiedenen, ja entgegengesetzten Gefühlsinhalt haben, können unter Umständen in bezug auf diese physischen Begleiterscheinungen zu der nämlichen Klasse gehören."

Der erste Punkt des Wundtschen Widerspruches ist richtig, aber gerade deshalb, weil es so ist, wie es die Psychoanalyse erklärt hat. Dagegen trifft der zweite Punkt nicht den Kern der Sache. Zufolge der unzähligen sowohl unbewußten als bewußten Determinanten, darunter auch der aktuell wirkenden Ursachen, können die Gemütsbewegungen in ihrer schließlichen bewußten Form sehr verschieden sein, auch dann, wenn wir, wie James in der Begrenzung seiner Theorie, uns nur im Gebiete der gröberen Gemütsbewegungen aufhalten; das bedeutet aber nicht, daß auch die tiefsten Komplexe so verschieden sein müßten. Die Zahl der allerersten vielleicht ererbten Faktoren, die noch in einem nahen Zusammenhang mit den Reflexen stehen, kann nicht groß sein. Der dritte Punkt des Wundtschen Widerspruches, nämlich daß das Verhältnis der Gemütsbewegung zu ihrem Ausdruck nicht konstant sei, kann nur geeignet sein, die Forschung immer tiefer in die Einzelheiten der Erklärung der unbewußten Struktur der Gemütsbewegungen eindringen zu lassen. Dann erst wird es klar werden, warum z. B. verschiedene Gemütsbewegungen sich derselben Ausdrücke zu bedienen vermögen. Hier sei nur so viel gesagt, daß das Unbewußte oft Verneinung und Gegensatz als Ausdrucksmittel anwendet. James ist in seiner Theorie schon tiefer zu der Erklärung der Gemütsbewegungen vorgedrungen als Wundt. Und das kommt daher, weil er besonders den Zusammenhang der Gemütsbewegungen mit den Instinkten erkannte, welch letztere er als Erscheinungsform der Triebe erklärte. Er führte also die psychologische Forschung in das Gebiet der Triebpsychologie, die dann das eigentliche Arbeitsfeld der Psychoanalyse geworden ist.

Zur Sublimierungstheorie

Von

Siegfried Bernfeld

Berlin

In der Diskussion um die Sublimierung, die in der letzten Zeit lebhaft geworden ist, hat bloß ein Aspekt der ganzen Frage Aufmerksamkeit gefunden: das Triebschicksal Sublimierung. So wichtig Forschungen in dieser Richtung sind, so verlangen sie doch eine ergänzende Betrachtung auch der anderen Gesichtspunkte, die in der Freudschen Konzeption der Sublimierung enthalten sind. Einige Unstimmigkeiten und Schwierigkeiten, die mit dem Wort Sublimierung mehr als mit den gemeinten Fakten verbunden sind — auf die ich seinerzeit hingewiesen habe,[1] die unlängst Glover[2] umfänglicher ausführte, und auch Sterba[3] bestätigt, indem er sie zu lösen unternimmt —, mildern sich, wenn wir beachten, daß der Gebrauch des Wortes Sublimierung bei Freud und in der Psychoanalyse mehrdeutig ist. Aber, was wichtiger ist als die terminologische Frage, auch sachliche Probleme werden dadurch klarer und laden zu intensivierter Forschungsarbeit ein.

Die Termini, die wir in der Psychoanalyse gebrauchen, sind nicht alle von der gleichen logischen Natur. Wir haben zwar natürlich eine große Anzahl von Ausdrücken, die genau dem entsprechen, was man gemeinhin von einem Terminus einer Wissenschaft erwartet: daß sie einen bestimmten, wohlabgegrenzten Zustand oder Vorgang eindeutig bezeichnen. „Verdrängung", „*Vbw*", „Ödipussituation" usw. sind solche Begriffe. Aber außer diesen Terminis haben wir auch eine Gruppe von Ausdrücken, die weniger scharf sind,

1) Imago VIII, 1922.
2) Edw. Glover, Sublimation, Substitution and Social Anxiety. Int. Journal of Psycho-Analysis XII, 1931.
3) Sterba, Zur Problematik der Sublimierungslehre. Int. Z. f. PsA. XVI, 1930.

die mehrfacher Deutung zugänglich sind und eher Forschungsaufgaben im Großen anzeigen, als daß sie erforschte Fakten im Einzelnen bestimmen würden. Das Wort „Ichtriebe“ — im Gegensatz zu den „Sexualtrieben“, „Todestrieb“ — gegenüber „Eros“ oder „Destruktionstrieb“ sind Beispiele aus dieser Gruppe. Und gewiß gehört die „Sublimierung“ hierher. Wenn auch Sublimierung so oft gegen die Verdrängung gestellt wird, so sind die beiden Begriffe doch nicht gleichartig, Sublimierung ist nicht einfach ein „anderes“ Triebschicksal, sondern neben die präzis bestimmte Verdrängung stellt Freud als Hinweis für alle die sonst noch bestehenden Möglichkeiten das eine Wort: Sublimierung; so wie die „Ichtriebe“ zunächst auch nur auf die noch unanalysierte Fülle „anderer“ Triebe neben den Sexualtrieben hinweisen sollten. Gewiß ist es nicht ganz angenehm, daß wir es in der Psychoanalyse nicht selten mit solchen vorläufigen Ausdrücken zu tun haben, und es wäre wünschenswert, diese logische Unschönheit zu überwinden, aber sie ist das Spiegelbild unseres ungleichmäßigen Wissens. Alle Freudschen Termini fast werden als solche unscharfe erste Konturierungen, als Wegweiser der Forschung, eingeführt; indem sich das analytische Wissen mehrt, engt sich die Wortbedeutung ein, und wo einst das Wort „Abwehr“ oder „Trauma“ stand, steht jetzt eine ganze Reihe unserem heutigen Wissen entsprechender scharfer Termini. Die logischen Unstimmigkeiten des Begriffs „Sublimierung“, die sachlichen Schwierigkeiten, die er vielfach bietet, sind Anzeichen dafür, daß die Forschungsaufgabe, die er stellt, bisher noch sehr ungenügend erfüllt ist. Einige dieser Schwierigkeiten sind aber auch heute schon behebbar. Indem nämlich die psychoanalytische Arbeit fortschritt, sind als Zielablenkung, Desexualisierung, Identifizierung, Milderung (der Sinnlichkeit zur Zärtlichkeit) Begriffe gebildet worden, die an Stelle des ehemaligen vageren Wortes Sublimierung stehen. Dies Nebeneinander von zwei verschiedenartigen Begriffen, verschiedenen Entwicklungsstadien der Psychoanalyse entstammend, für zum Teil dieselben Phänomene kann leicht Verwirrung stiften. Man muß sich dabei der Konzeption erinnern, die dem Wort Sublimierung zugrunde liegt und der Bedeutungen, die es umspannt. Freud verband mit ihm von Anfang an auch eine Theorie kulturwissenschaftlicher Relevanz. Die Werte, Kunst, Technik, Wissenschaft, Religion sind sexuellen Ursprungs — das ist die vereinfachte und verallgemeinert formulierte sehr radikale und weitausholende Theorie, die das Wort Sublimierung in sich mitverdichtet enthält. Sie reicht unzweifelhaft über die Psychologie im üblichen Umfang hinaus und greift in die Gebiete über, die von der Geschichts- und Kulturphilosophie oder der Soziologie behandelt werden.

Aber auch wenn wir diese kulturwissenschaftliche Bedeutung der Triebschicksalbedeutung hinzufügen, haben wir den Reichtum an Gedanken, die in dem Begriff Sublimierung verdichtet sind, nicht erschöpft. Freud will auch noch einem starken Eindruck Wort verleihen, den uns die analytische Arbeit täglich vermittelt, der zu den Grunderlebnissen des Psychoanalytikers gehört, und der doch deskriptiv in der Psychoanalyse wenig hervorgehoben wird: daß etwas unverändert beharrt in dem kontinuierlichen Fluß des seelischen Geschehens. Wenn wir vom Chirurgen sagen, in seiner menschenfreundlichen Berufstätigkeit sei infantil-sadistisches Tun sublimiert, wenn wir vom Knaben, der physikalische Experimente mit fließendem Wasser anstellt, sagen, er befriedige sublimiert infantile Urethralerotik, wenn wir den „saugenden" Charakter des Fragens, Hörens, Denkens eines Menschen wörtlich als sublimierte Oralerotik, die „stechenden" und „bohrenden" Bewegungen und Gedanken eines anderen als anale oder sadistische Sublimierung einschätzen, so folgen wir dieser Wahrnehmung eines Identischen im Wechsel. In mannigfaltigen Situationen, daher in sehr verschiedenartiger Bedeutung, mit verschiedenen Zielen, sehen wir die identische Form. Dieses Faktum ist keineswegs zuerst Freud aufgefallen; er hat es nicht entdeckt; man könnte nicht einmal sagen, daß die Psychoanalyse sein Studium spezifisch fördere. Im Gegenteil pflegen die Theorie dieser Erscheinung seit der romantischen Psychologie viele Philosophen, Ästhetiker und die modernen Charakterologen und (in anderer Weise)[1] die Gestaltpsychologie; sie ist zum Zentrum mystisch-psychologischer Systeme geworden. Insbesondere in der Deutung als symbolischer Ausdruck des Kerns der Persönlichkeit findet die Tatsache der Formidentität gern Anerkennung. Die entscheidende Wendung, die Freud diesem Problem, und somit einem überaus wichtigen Stück der Psychologie, gegeben hat, liegt gerade in der Einbeziehung dieses auffallenden und affektiv so wichtigen Faktums in die Sublimierungstheorie. Die Formidentität ist als genetische Identität gedeutet, wenn sie als „Sublimierung" bezeichnet wird. Die im allgemeinen hochgewerteten und auch der Selbstschätzung bedeutsamen Sphären des Lebens werden der Sublimierungstheorie zu abgeleiteten, nicht ursprünglichen Phänomenen, und die Identität der Formen wird zum Anzeichen der Identität der Libido. Die Formidentität ist nicht Symbol, sondern reale Transponierung. Die Transponierung geschieht, wie das Wort Sublimierung betont, in einer Richtung: ins Abgeleitete, vom ursprünglichen Ziel, der ursprünglichen

1) Nämlich „naturwissenschaftlich" wie die Psychoanalyse, aber nicht wie sie genetisch.

Situation und Bedeutung Abgelenkte, also im allgemeinen ins „Höhere", nach der herrschenden kulturellen Bewertung und insbesondere nach der Selbstschätzung. Nicht aber wird die Transponierung von einer ursprünglich geistigen Form in eine Triebbefriedigungsform geschehen. Daß Regressionen möglich sind und in verschiedener Weise Sublimierungen wieder aufgehoben werden, ist hier natürlich kein Einwand; sie können bloß rückgängig gemacht werden. In dieser durch das Wort Sublimierung festgehaltenen Richtung der Transponierung liegt ein sehr wichtiger Unterschied zwischen der psychoanalytischen Auffassung und der der meisten anderen psychologischen Schulen.

Daß Faktum und Theorie der Transponierung in der Konzeption „Sublimierung" und im Freudschen Gebrauch des Wortes enthalten sind, darf wohl als evident gelten. Doch ist darauf hinzuweisen, daß wir der Formtransponierung auch begegnen, wo wir sie nicht als Sublimierung im engeren Sinn ansprechen würden, da ja das Wort Sublimierung auch noch, sogar im Vordergrund, andere Bedeutung hat und daher andere Kriterien verlangt. So ist unzweifelhaft die Angst transponierbar, sie sublimierbar zu nennen, widerspricht vielleicht dem Sprachgefühl; was wir Affektverschiebung nennen, hat zu einem Anteil nahe Beziehung zur Transponierung, ohne daß sie recht in den Rahmen der Sublimierungstheorie passen will; und was Freud als „Wiederholungszwang" beschrieb, würde im Gesamtzusammenhang der Transponierung eine interessante Stelle finden. Wichtiger ist, darauf hinzuweisen, daß Sublimierung in der dynamischen Bedeutungsschicht des Wortes ein Schicksal der Libido, ja eigentlich der Objektlibido, meint, während die Transponierung gewiß nicht nur die Objektlibido, aber auch nicht nur die Libido, betrifft. Sublimierung und Transponierung decken einander demnach nicht, sie bleiben aber wohl für die meisten psychoanalytischen Fragestellungen ohne Pedanterie mit Recht ungeschieden.

Bei der Erforschung von Sprache und Denken aber wird die Tatsache der Transponierung in ihrem ganzen Umfang, also unabhängig von der spezielleren Sublimierungstheorie, zu beachten sein. Hier wollte ich nur darauf hinweisen, daß Freud und die Psychoanalyse überhaupt nicht selten das Wort „Sublimierung" gebrauchen, um auf die Transponierung einer Form hinzuweisen; wobei dann nicht an eine streng dynamische Charakterisierung des Vorganges oder seines Ergebnisses gedacht ist, die eine präzise Unterscheidung von den Mechanismen Verdrängung, Identifizierung usw. gestattete. Insbesondere ist dies der Fall, wenn von der Be-

setzungsenergie und ihren normalen Leistungen, wenn vom normalen „richtigen“ Denken und Sprechen als von Sublimierungen die Rede ist.

Die Sublimierungstheorie führt hier zur Frage der Normen; denn die Psychologie des Denkens kann nicht um das „richtige“ Denken herum. So wie die Psychologie der Wahrnehmung unvermeidlich von der „richtigen“ Wahrnehmung handelt, die sie mindestens von der Fehlwahrnehmung oder von der Halluzination abzugrenzen hat.

Noch sehr viel deutlicher aber und verwirrender spielt dieser Gesichtspunkt des Normgemäßen, des Wertes, in die kulturphilosophische, soziologische Bedeutungsschicht des Begriffs Sublimierung hinein. Es ist aufgefallen, daß „Sublimierung“ eine eigentümliche Beziehung zu kulturellen Bewertungen hat; ein „Höher“ steht nicht nur in dem Wort, sondern offenkundig auch im Begriff. Und wenn man auch von Psychologie und Philosophie her gewohnt ist, daß Sachverhalte mit offenen oder versteckten Wertungen durchsetzt werden, so will dies Verhalten doch wenig in die Psychoanalyse passen. Diese unterscheidet sich eben dadurch von der naiven vorwissenschaftlichen Betrachtung aller psychologischen Dinge, daß sie die unvermeidlich wertende Stellungnahme des praktischen Menschen radikal durch eine „wertfreie“ theoretische ersetzt. Und es gehört offenbar in die Konsequenz einer wissenschaftlichen Psychologie, den werthaltigen Begriff Sublimierung durch einen von geläufigen Wertungen unabhängigen zu ersetzen. Aber diese sehr berechtigte Forderung gilt zunächst und so scharf lediglich für die dynamische Bedeutung des Begriffs Sublimierung. Soll er ein Triebschicksal neben Verdrängung, Befriedigung, Wendung gegen die eigene Person bezeichnen, dann kann dieses nicht definiert werden durch einen „Wert“. Für die kulturwissenschaftliche Fragestellung, die die Sublimierungstheorie von vorneherein auch verfolgt, sind aber die „kulturell höheren Werte“ eine Abgrenzung, die gegenstandsadäquat ist; um deren Erklärung handelt es sich ja. Ebenso wie Denken und Wahrnehmen eine Wertung in ihrer Abgrenzung bereits enthalten. Auch der Begriff der Instanz „Realitätsprüfung“ kann wegen seiner Werthaltigkeit aus demselben Grund nicht beanstandet werden. Es gibt Kunst, Religion usw. Will man sie zum Forschungsobjekt nehmen, so wird man nicht davon absehen, daß sie als Werte gelten, sondern gerade dieser ihr Charakter wird zum Problem. Die Sublimierungstheorie sagt: eben diese Werte sind das Resultat von (irgendwelchen) Triebschicksalen. In dieser Bedeutungsschicht bezeichnet „Sublimierung“ das Ergebnis, nicht den Prozeß. Dabei spielt der Prozeß „Sublimierung“ eine wichtige Rolle im Ganzen der Vorgänge, die „Sublimierung“

zum Ergebnis haben. Manche Unklarheit ergibt sich aus dieser Doppeldeutigkeit des Wortes Sublimierung. Genau so liegt der Fall beim Wort „Bildung", das gleichfalls den Prozeß und das Ergebnis meinen kann. Man kann daher, ohne sich einer Tautologie schuldig zu machen, sagen: Bildung entstehe durch Bildung; und ebenso: die Sublimierung sei das Resultat der Sublimierung. Bei solcher Formulierung müßte man sich deutlich machen, daß „Sublimierung" in diesem Satz das zweite Mal wertfrei einen Prozeß bezeichnet, das erste Mal sein Ergebnis, das gerade durch Werte charakterisiert wird.

Aber diese Scheintautologie ist jedenfalls sachlich unrichtig. Denn Sublimierungen werden, wie uns die Psychoanalyse lehrte, nicht auf einem bestimmten Weg erzielt; weder durch das Triebschicksal Sublimierung, noch durch Reaktionsbildung, auch nicht durch Transponierung, oder etwa durch Nachahmung; sondern sehr mannigfaltige Geschehnisse wirken zu dem einen Resultat zusammen, das vor näherer Analyse mit Rücksicht auf gewisse Normen und Werte als Sublimierung charakterisiert wird. Uns scheint das heute fast selbstverständlich, aber es ist ein wichtiges Resultat psychoanalytischer Forschung.

Es handle sich z. B. um eine konkrete Dichtung. Sie ist eine Sublimierung, aber sie ist keineswegs einfach durch den Prozeß Sublimierung entstanden.[1] Setzen wir einen gut durchschaubaren Fall voraus, eine Dichtung vom Typ der entstellt-autobiographischen Novelle, so ergibt sich etwa folgende Übersicht: Als entstellte Wiederkehr aus dem Verdrängten läßt sich ihr Kern, eine Phantasie aus der Ödipussituation, erweisen; die Entstehung und das Bewußtwerden dieser Phantasie wird gewissen libidinösen Kräften und einer bestimmten ökonomischen Situation verdankt, die nur gelegentlich und nur mit einem Anteil mit dem Triebschicksal Sublimierung etwas zu tun haben. Die Phantasie wird zum Stoff von Tagträumen; die Motive, solche auszuspinnen und die Instanzen, die ihre inhaltliche Ausgestaltung regulieren, sind gleichfalls manigfaltig und müssen konkret festgestellt werden. Soll aus dem Tagtraum jemals eine Dichtung werden, so muß ein bewußtes oder unbewußtes Bedürfnis nach seiner Mitteilung sich seiner bemächtigen; wir wissen, daß unter anderem Schuldgefühl und exhibitionistische Triebziele dies Bedürfnis fördern.[2] Ob die Mitteilung in Form einer Dichtung intendiert ist, wird von dem Vorhandensein eines Wunsches, „Dichter zu sein", oder doch von der realen und libidinösen

1) Für die Einzelheiten siehe Bernfeld: Vom dichterischen Schaffen der Jugend, 1924; Trieb und Tradition, 1931.

2) Sachs: Kunst und Persönlichkeit. Imago XV, 1929.

Einschätzung der Dichtung und des Dichtertums, von den Idealen und der Selbsteinschätzung (dem „virtuellen Selbst") der Person abhängen, Fakten, bei deren Genese Sublimierung des Sexualtriebes eine Rolle, aber nicht die einzige und nicht immer dieselbe spielt. Zu einer Novelle wird der Tagtraum nicht gestaltet werden können, ohne Kenntnis und Übernahme der (historisch entstandenen) Literaturform „Novelle". Ihre Niederschrift, ihre Fertigstellung, ihre Durchsetzung (also etwa: Veröffentlichung) verlangt ferner Motive, Instanzen und ausreichende Kräfte recht komplexer Natur. Es hat einen guten Sinn, das Ergebnis dieser — hier noch sehr vereinfachten Fülle von unterscheidbaren Einzelheiten — „Sublimierung" zu heißen, aber es ist unmöglich, alle diese Motive, Instanzen, Kräfte, Prozesse selbst ununterschieden so zu nennen, und es wäre sehr schwierig, übrigens bloße Definitionsangelegenheit, zu entscheiden, welche von ihnen speziell mit diesem Namen zu belegen wären.

Die Wichtigkeit dieses Ergebnisses wird am deutlichsten, wenn man nicht an die speziell wertvollen Kultursphären (Religion, Kunst, Wissenschaft) allein denkt. Die Sublimierungstheorie macht den Ansatz zu einer Antwort auf die allgemeine Frage: Wie geschieht das Einwachsen des Menschen, der ja als Triebwesen von Schimpansenrang sich (bei der Entwöhnung) vom Mutterkörper loslöst, in die Kultur des Verbandes, in den er hineingeboren wurde. Faktum ist, daß zwischen dem Säugling und dem Erwachsenen eine Wertdistanz besteht, und zwar in jeder, auch der niedrigsten menschlichen Gesellschaft; es handelt sich nicht nur um die mit der Altersdifferenz verknüpften Unterschiede; wenn das Kind körperlich und seelisch bloß wüchse, würde sich die Wertdistanz keineswegs verringern. Zum Wachsen und Reifen muß eine Einpassung des Kindes in die Formen seiner Gesellschaft (und seines sozialen Ortes in ihr) hinzutreten. Erst wenn diese Einpassung bis zu einem gewissen Grad glückte, haben wir normale Entwicklung vor uns. Die Institutionen und Kräfte, die jede Gesellschaft einsetzt, um diese Einpassung herbeizuführen, bekümmern uns hier nicht. Sie sind als Erziehung und Tradition bekannt. Sondern es handelt sich um den personalen Anteil der Einpassung, um ihre innere Ansicht sozusagen. Diese wird durch die Psychoanalyse und ihre Sublimierungstheorie überhaupt erst faßbar. Der Psychologie ist ja das Ergebnis der Einpassung, also das normale Kind, der normale Jugendliche, der normale Erwachsene Ausgangspunkt; uns wird er zum Resultat; Resultat nicht irgend einer bloßen „Entwicklung", auch nicht des Zusammenwirkens von Reifen und Lernen oder von Anlage und Umgebung, wie die fortge-

schrittensten Formulierungen lauten; sondern: Sprache, Denken, Spiel z. B., die für außerpsychoanalytische Standpunkte schlicht „da“ sind, gegeben, nicht weiter ableitbar (und deren weitere Geschichte bloß beschrieben werden kann), sind als „Sublimierungen“ Ergebnisse der analysierbaren Einpassung bestimmter, in bestimmter Weise reifender Triebe und Instanzen.[1]

Die Sublimierungstheorie will aber noch weiter reichen, als dieser personale Aspekt trägt. Nicht nur auf die Genese des kultureingepaßten „normalen“ Seelenzustandes zielt sie, sondern auf die Genese der Kultur selbst. Die Sublimierungstheorie okkupiert nicht nur den Boden der Psychologie, sondern greift nach der Soziologie und Geschichte. Diese in der Konzeption des Begriffs Sublimierung von Freud von Anfang an indentierte Ausdehnung psychoanalytischer Forschung findet, man darf sagen, allgemeinen Widerstand. Die Dokumentationen des „objektiven Geistes“ seien Gegenstände so völlig eigener Art, daß keine psychologische, keine personale Wissenschaft an sie heran könne. Selbst unter den Psychoanalytikern wird dieser Standpunkt vertreten. Nun ist die Beziehung zwischen Psychologie und den Geschichts- und Gesellschaftswissenschaften überhaupt noch keineswegs geklärt und die Stellung der psychoanalytischen Psychologie in diesem Problemkreis noch ganz ungenügend erwogen. Es ist auch richtig, daß sich Ansätze zu einer allzu primitiven „psychoanalytischen Soziologie“ zeigen, die in sicherlich unzulässiger Vereinfachung die Psychoanalyse etwa in der Weise auf die Soziologie „anwenden“, daß sie formulieren möchten: Alle kulturellen und sozialen Gebilde sind Sublimierungen des Sexualtriebs und weiter nichts — oder doch nichts Interessantes. Daß Freud solche Primitivitäten sehr fern liegen, bedarf keines Nachweises. Häufiger wird der primitive Standpunkt mit einer Einschränkung vertreten: Die Wissenschaft von den Kulturgebilden sei durch die psychoanalytischen Funde und ihre Sublimierungstheorie zu ergänzen. Aber diese Einschränkung ist zu unbestimmt, um dauernd zu befriedigen; sie macht sich auch abhängig von der noch nicht vollzogenen Grenzregulierung zwischen personalen, psychologischen und sozialen Wissenschaften. Meines Erachtens wird die Psychoanalyse, und zwar vor allem durch die weiteste Fassung, die Freud der Sublimierungstheorie gegeben hat, diese Grenzziehung selbst entscheidend beeinflussen. Faktisch drängt die Psychoanalyse über den Forschungsgegenstand, der konventionell der Psychologie gehört, hinaus; auch der Rahmen, den man einer Sozialpsychologie zubilligt, wäre ihr zu eng. Freud behandelt —

1) Für das spezielle Beispiel der Tagebuchführung siehe Bernfeld: Trieb und Tradition, 1931.

schon seit der „Traumdeutung" — immer deutlicher und in souveräner Weise den Stoff, der in der geläufigen Einteilung der Wissenschafter Geschichts- oder Kulturphilosophie und Soziologie heißt. Ungewöhnlich ist es, solchen Stoff mit solchen Denkmitteln zu bearbeiten; die Soziologen und Philosophen erkennen ihr eigenes Thema kaum wieder, und manche Psychoanalytiker ihre eigene Denkweise nicht (oder auch umgekehrt). Vor solchem „Expansionsdrang" mag manchem bangen; unzweifelhaft hat der Gegenstand „Geschichte, Gesellschaft" seine Besonderheiten, die erwogen und erforscht, sein wollen, er ist auch nicht in dem Maße wissenschaftliches Neuland, wie es die Sexualfragen, die Neurosenlehre, die Trieblehre vor Freud waren. Aber die höchstprimitive Wissenschaftstheorie, mit der z. B. Reich[1] primitive Expansionen verhindern will, indem er — in dieser Primitivität unzweifelhaft veraltet — die Welt der Wissenschaft so verteilt, daß „das Phänomen des Klassenbewußtseins, Probleme, wie das der Massenbewegung, der Politik, des Streiks" in die „Gesellschaftslehre gehören" und der Psychoanalyse entzogen bleiben müssen, ist gewiß nicht haltbar.

Doch gebe ich zu, daß auch dies noch ungenügend diskutiert ist. Hingegen ist einfach unrichtig, was Reich auch gelegentlich behauptet, die Psychoanalyse habe sich nicht nur auf die Psychologie im engsten konventionellen Sinn zu beschränken, sondern sie habe sich auch tatsächlich mit diesem Bereich beschieden. Im Gegenteil sagt der von Freud seit den „Drei Abhandlungen" festgehaltene Gebrauch des Wortes Sublimierung auch in der Bedeutungsschicht der Kulturwissenschaft, daß er in irgend einer Art oder Form von Sublimierungstheorie die Möglichkeit sieht, die Psychoanalyse zu einer empirischen Wissenschaft zu erweitern, die über die gebräuchliche Definition und Praxis von Biologie, Physiologie, Psychologie, Sozialwissenschaften hinausstrebt und Gesetzmäßigkeiten von allgemeinerer Geltung sucht. Man wird weder der Psychoanalyse noch der Reaktion der zeitgenössischen Wissenschaften auf sie gerecht, wenn man diese der Freudschen Psychoanalyse eigene Tendenz: erst an der Grenze ihrer Denkmittel, nicht aber bereits an der Grenze heute gültiger wissenschaftlicher Konventionen halt zu machen, übersieht. Unstimmigkeiten und Schwierigkeiten im Gebrauch mancher psychoanalytischer Begriffe, z. B. der Sublimierung, klären sich dann auch leichter.

Sind die Schwierigkeiten der Sublimierungstheorie in ihrer kulturwissenschaftlichen Bedeutung sachlicher Natur und betreffen sie zum Teil grund-

1) Reich: Dialektischer Materialismus und Psychoanalyse; Unter dem Banner des Marxismus, III, 1929.

sätzliche Fragen von hoher Kompliziertheit, so sind die des Begriffs Sublimierung als Triebschicksal heute kaum mehr als terminologische. Glover zeigt, wie wenig scharf „Sublimierung" gegenüber einer ganzen Reihe von Triebschicksalen und Mechanismen, gegenüber Sachverhalten des dynamischen und des ökonomischen Gesichtspunktes abgegrenzt ist. Und er kommt zu dem Ergebnis, daß nur vermehrte sachliche Forschung unsere Kenntnis vermehren kann. Darin stimmen wir wohl alle überein. Aber wenn wir die — bei all unserer Unwissenheit — doch beachtliche Fülle von Fakten betrachten, die die Psychoanalyse in dem letzten Jahrzehnt ungefähr neu oder intensiver und genauer sehen gelernt hat: Zielablenkung, Identifizierung, Desexualisierung, Über-Ich usw. —, so gewinnt man den Eindruck, als wäre die ursprüngliche Aufgabe des Wortes Sublimierung in seiner Bedeutung als Triebschicksal neben der Verdrängung, der Befriedigung, der Wendung gegen die eigene Person und der Verkehrung des Affektes reichlich erfüllt. *Per definitionem* könnte freilich ein einzelnes Faktum aus dieser Fülle „Sublimierung" heißen; es scheint aber nicht an Namen zu fehlen; und Vorschläge zu solchen Definitionen setzen sich schwer durch. De facto wird mit Sublimierung nicht ein tatsächlicher Mechanismus scharf bezeichnet, sondern das Wort dient (in dieser Bedeutungsschicht) der Bequemlichkeit. Es weist kurz auf jene reichhaltige Gruppe von Prozessen hin, die eine gewisse Ichnähe im Gegensatz zur Verdrängung, eine gewisse Distanz zu den ursprünglichen Triebzielen haben, im Gegensatz zur direkten Triebbefriedigung, und im allgemeinen den Normen und der Normalität nahe stehen.[1] Ein Nachteil für unsere Terminologie, aber ein Vorteil für die deutliche Markierung unserer ferneren Forschungsziele ist es, wenn dieser unscharfe Terminus gleichzeitig durch seine anderen Bedeutungsschichten auf die Probleme des Wertes und der Gesellschaft hinweist. Nur dürfte man aus diesem Nebeneinanderbestehen eines programmatischen, vorläufigen Gruppennamens neben den Eigennamen der zahlreichen Individuen dieser Gruppe nicht ein Scheinproblem machen, und außer Identifizierung, Zielablenkung, Desexualisierung, Transponierung, Formübernahme usw. auch noch die Sublimierung suchen. Diese Auffassung des Begriffs „Triebschicksal Sublimierung", die, wie mir scheint, dem psychoanalytischen Sprachgebrauch

---

1) Diese Formulierung stimmt mit meiner Definition (Imago VIII, 1922) überein, sie ist aber noch unverbindlicher, weil immer deutlicher wird, daß Sublimierung nicht ein Triebschicksal, sondern eine Gruppe ist. Die anderen Bedeutungen des Wortes Sublimierung werden in jener Arbeit ausdrücklich nicht berücksichtigt: „. . . unter Sublimierung soll ein Prozeß und nicht ein Ergebnis verstanden werden."

gut angepaßt ist, bewährt sich an Sterbas Aufstellung einer Skala von Sublimierungen. Diese Skala dürfte richtig gesehen sein. Aber für jede ihrer Stufen haben wir spezielle und scharfe Bezeichnungen; sie als „Stufen der Sublimierung" zusammenzufassen gibt keine neue Erkenntnis für den dynamischen und ökonomischen Gesichtspunkt, sondern mahnt bloß, auch an die Probleme zu denken, die die kulturwissenschaftliche Sublimierungstheorie wachhält. Mir scheint gerade an der Sterbaschen Skala deutlich zu werden, daß in der Psychoanalyse nebeneinander verschiedene Bedeutungen des Wortes Sublimierung stehen, die auch verschiedenen logischen Rang haben. War das Wort von Freud seinerzeit als einheitliche Konzeption aufgestellt worden, so hat es sich allmählich nach mehreren Bedeutungsschichten differenziert. In einer von ihnen — Triebschicksal — ist die empirische Forschung so weit ausgebaut, daß an Stelle der Kapitelüberschrift „Sublimierung" nunmehr viele Einzelkapitel, zum Teil bloß skizzierte, zum Teil bereits ausgeführte stehen. In dieser Bedeutung hat die Psychoanalyse das Wort Sublimierung ausgewachsen.

DISKUSSIONEN

Zur Kritik der Libidometrie nach Bernfeld und Feitelberg

Von

Michael Bálint und Paul Csillag

Budapest

I) Bernfeld und Feitelberg wollten in ihrer Arbeit (Imago XVI, 1930, S. 66) den alten ungenauen Begriff: „psychische Energie" durch einen präzisen, und zwar auf der Energielehre fundierten, ersetzen. Sie nahmen zu diesem Zwecke zuerst eine Sonderung der Energien im Individuum vor und definierten in diesem zwei Systeme: das System Zelle und das System Person. Jedem dieser beiden wurde eine eigene Energie zugeordnet, E_C beziehungsweise E_P. Die Verfasser sagen selber: „Jedes einheitliche, geordnete, historisch bedingte Verhalten der Person ist per definitionem ihre Systemleistung" (S. 70). Das ist allgemein gesagt, bei der Anwendung auf praktische Fälle heißt es aber: „Schwieriger ist die Scheidung in Zellenleistung und Apparatleistung bei bestimmten Einzelphänomenen; diese Frage dürfen wir hier noch offen lassen" (S. 70). Da aber diese Scheidung auch im weiteren Verlaufe der Arbeit nicht präziser gefaßt wurde, haben die Autoren damit selber das Urteil über ihr Vorhaben gesprochen, denn bei einer solchen Unsicherheit der Hauptbegriffe müssen alle weiteren Folgerungen in zweifelhaftem Lichte erscheinen. Diesen beiden Energien wurden „die Umweltenergien, soweit diese auf das System Person übertragen werden" (S. 75), E_R gegenübergestellt. Die Verfasser versuchten dann diese neuen Begriffe auf die Psychophysik (Weber-Fechnersches Gesetz) anzuwenden, um sie auf ihre Brauchbarkeit zu prüfen. Mit den so erprobten Waffen gingen sie auf das Problem der Libidomessung über und am Ende ihrer Arbeit behaupten sie, die Möglichkeit einer Libidometrie theoretisch bewiesen zu haben.

II) Die Autoren definieren die personierte Energie E_P an zwei Stellen. Die eine Definition lautet: E_P „wäre jener Anteil der Zellenenergien, mittels dessen

der Apparat des Systems Person Widerstand und Anpassung leistet, also eine Energiemenge, die von den Zellen an die Person abgegeben wird" (S. 70). Die andere: E_P „wäre jener Anteil der Zellenenergie, der dem Zentralnervensystem abgegeben wird, denn die Arbeitsleistungen des Apparates des Systems Person sind die Leistungen des Zentralnervensystems, des Zentralapparates, wie wir sagen wollen" (S. 72). Es ist ohne weiteres zu sehen, daß das Zentralnervensystem nur ein Teil des von den Verfassern hypostasierten Zentralapparates ist, nur ein Mittel zur Erzwingung von koordinierter Arbeitsleistung; ein anderes Mittel wäre die hormonale Regulation, dann die Blutversorgung usw. Die Autoren gebrauchen dennoch diese beiden Begriffe — Zentralapparat und Zentralnervensystem — *promiscue*, sonst würden sie nie von E_P auf die „psychische Energie" kommen können. Ihre Ausführungen sind aber ausschließlich für E_P laut Definition auf S. 70 gültig, und es sollte zuerst noch untersucht werden, ob auf Grund ihrer Formeln überhaupt etwas über die „psychische Energie" ausgesagt werden könne.

III) Nach den Verfassern ist die personierte Energie E_P von den Zellenenergien, E_C und von den Umweltenergien E_R abhängig. Also wenn f eine geeignete mathematische Funktion bedeutet, so kann man schreiben

$$E_P = f(E_C \cdot E_R).$$

Diese Grundformel der Verfasser ist prinzipiell unvollständig, da, wenn bloß die Zahlenwerte von E_C und E_R bekannt sind, E_P noch nicht berechnet werden kann. Um ein ganz grobes Beispiel anzuführen: wenn wir wissen, daß die Gesamtenergie eines menschlichen Körpers 100.000 Kalorien und seine Energieaufnahme pro Tag 3000 Kalorien betragen, so können wir von E_P noch gar nichts aussagen. E_P ist augenscheinlich noch von vielen anderen Faktoren, mathematisch ausgedrückt: von vielen voneinander unabhängigen Variablen und Parametern abhängig, welche selbstverständlich in einer „Grundformel" mit nur zwei Variablen vermißt werden. Aber halten wir uns dabei nicht auf; es ist leicht möglich, daß die Konsequenzen nicht ganz stichhaltiger Voraussetzungen sich doch als richtig oder wenigstens als sehr interessant erweisen.

IV) Verfasser beschreiben ein Modell (S. 82), das aus zwei Systemen besteht und dessen thermodynamische Eigenschaften die isothermische Beziehung

$$dQ = \mathit{konst.}\, T \cdot \frac{dp}{p},$$

wiedergibt, wo dQ die Wärmemenge, welche während des Vorganges vom System aufgenommen wird, p den herrschenden Druck und T die absolute Temperatur bedeuten. Es war eine hübsche Idee, dQ aus dieser Gleichung mit dE, d. h. mit der Veränderung der Empfindungsstärke aus dem Weberschen Gesetz zu identifizieren (und zwar auf Grund einer Gleichsetzung von dE mit dE_P). Hierdurch konnten die Verfasser das Webersche Gesetz

$$dE = \mathit{konst.}\, \frac{d\mathfrak{p}}{\mathfrak{p} + p}$$

energetisch ableiten. Dabei soll aber nach der Theorie p einen Druck bedeuten, „der sich aus Luftdruck und Membranspannung zusammensetzt" (S. 97). Aus den (S. 98, Fig. 3) mitgeteilten, von Höber übernommenen Versuchsdaten berechnet sich p zu 30 g Gewicht. Es ist zwar nicht angegeben, wie groß die belastete Fläche bei diesen Versuchen war; wahrscheinlich war sie aber größer als 1 cm², sicher nicht kleiner. In Druck umgerechnet ergibt sich daraus für p ein Betrag gleich höchstens 3% des Luftdruckes und gleich einem noch viel kleineren Bruchteil des in den Körperflüssigkeiten herrschenden osmotischen Druckes, welcher etwa 6·5 Atmosphären beträgt. Die entwickelte Theorie ergibt also nicht einmal der Größenordnung nach richtige Zahlenwerte. Die Verfasser bemerken weiter Seite 85/86 Fußnote: „Daß bei den Organismen nicht eigentlich die Temperatur konstant erhalten wird, sondern die Lebensprozesse an eine gewisse optimale Breite der Temperatur gebunden sind, trifft das Gerüst unseres Gedankenganges nicht; könnte aber nur an Hand des — übrigens derzeit noch kaum ausreichenden — empirischen Materials zulänglich diskutiert werden." Demgegenüber ergibt sich gerade die Gleichung über dQ, das mit dE identifiziert wurde, eine große Temperaturunabhängigkeit der Empfindungsänderung. T, die absolute Temperatur, ist bei einem normalen Menschen gleich $273 + 37 = 310^\circ$ C; bei einem Menschen mit 40° C Fieber ist sie 313° C; die Änderung von nicht ganz 1% ist kleiner als die Versuchsfehler. Wahrscheinlich wird während des Fiebers sogar eine größere Änderung der Empfindungsstärke zu konstatieren sein, als nach der Formel zu erwarten wäre.

V) Formel 4 der Arbeit, in welcher I_R die Intensitätskomponente von E_R bedeutet,

$$dE_P = k\frac{dI_R}{I_R},$$

welche die allgemeinste Form des Weber-Fechnerschen Gesetzes ist und die Wahrnehmungsvorgänge energetisch beschreiben soll, ist nur in bestimmten Fällen richtig. Die Autoren behaupten zwar: „Bewußtsein ist Wahrnehmung von Intensitätsänderungen der Energien von Körper und Umwelt" (S. 88), aber dies ist in dieser allgemeinen Fassung sicher unrichtig. So hängt der Schwellenwert eines Geschmacksreizes nicht nur von der Konzentration (der Intensitätskomponente der osmotischen Energie) der wirkenden Substanz ab, sondern auch von der absoluten verwendeten Menge derselben — deshalb mußten auf diesem Gebiete, um vergleichbare Werte zu erhalten, bei allen Versuchsreihen die Volumina der Reizlösungen konstant gehalten werden; gar nicht zu reden davon, daß eine gleichbleibende Intensität, wo also dI_R und folglich auch dE_P gleich 0 sind, wenn auch nicht in allen Fällen, so doch in sehr vielen bewußt und unverändert empfunden wird, z. B. unveränderte Beleuchtung, lang angehaltener Ton.

VI) Die Gleichung auf S. 116, der Ansatzpunkt, „von dem aus versucht werden könnte, die Grundlage für eine experimentelle Libidometrie zu schaffen",

$$-dH = dE_P \text{ und folglich } = NdI$$

beruht auf zwei groben Fehlern und ist vollkommen unmöglich. Erstens definierten die Verfasser die Libido, deren Änderung $-dH$ bedeuten soll, als die

„Energie der Potentialdifferenz zwischen System Zelle und System Zentralapparat“ (S. 16). Schon auf Grund dieser Definition muß die obige Gleichung falsch sein, denn die Differenz zweier Variablen kann unmöglich nur von der einen abhängen. Zweitens war die Berechnung von dE_P zu NdI (S. 95) nur dann möglich, wenn der Einfluß aller übrigen Glieder der Gleichung 8 vernachlässigt wurde. Diese sind IdN, $I_R dC_R$ und (der Einfachheit halber) dE_C. Die Verfasser erwähnen selber, daß IdN nur für kurze Zeiten vernachlässigbar ist (S. 95). Aber auch dann, wenn wir dieses Glied und noch dazu $I_R\, dC_R$ nicht berücksichtigen wollen (vgl. dagegen Punkt V), bleibt die Wirkung von dE_C zu diskutieren. Nun kann nach den Verfassern dH „grundsätzlich das Resultat von entgegengerichteten Vorgängen in jedem der beiden Systeme sein, indem einerseits die Intensität in den Zellen sich steigert, oder andrerseits im Zentralapparat Intensitätsverringerungen geschehen“ (S. 108, von uns gesperrt). Es kann daher im allgemeinen, wenn H verändert wird, d. h. wenn der Vorgang Libido aufbraucht oder erzeugt, dE_P nicht nach S. 95 berechnet werden. Folglich ist dann

$$-dH \neq dE_P \text{ und } a\ fortiori \neq NdI.$$

Selbstverständlich sind alles weitere, also die Integralgleichung als Maßformel für die Libido und die Formel mit den partiellen Differentialquotienten für die Lustmessung, da sie aus der obigen Formel abgeleitet wurden, auch falsch.

VII) Die Verfasser wollten nur die Möglichkeit einer Libidometrie zeigen, und nach unserer Meinung wäre gegen eine Möglichkeit schwer und unnütz zu polemisieren; es weisen doch so viele Erscheinungen auf einen quantitativen Charakter der Libido hin. So hat man oft den Eindruck, daß ein Mensch mehr Libido zur Verfügung hat als ein anderer, und auch die so oft nachgewiesene Verschiebbarkeit der Libido von einem erotischen Mechanismus zum anderen drängt uns, sie als eine Größe aufzufassen. Wir glauben aber, daß das Verhältnis, welches zwischen der ursprünglichen und der verwandelten Libido bestehen mag, in so hohem Maße von dem betreffenden Menschen, von seiner Vorgeschichte, augenblicklichen inneren und äußeren Konstellationen usw. usw. abhängig ist, daß es uns unwahrscheinlich erscheint, eine allgemeine Methode zur Libidomessung vor einer viel weitergehenden Klärung dieser Tatbestände angeben zu können. Wir wollten dies betonen, um den Gegensatz zwischen Libido und physikalischen Energien scharf hervorzuheben. Bekanntlich wird bei der Umwandlung einer physikalischen Energie in eine andere aus einer bestimmten Menge der ersten immer eine ganz bestimmte, von allen anderen Umständen völlig unabhängige Menge der zweiten gebildet. Der Nachweis dieser Gesetzmäßigkeit war der Grundstein, auf welchem das Prinzip von der Erhaltung der Energie aufgebaut werden konnte. Diese sichere Basis fehlt vorläufig noch immer der heutigen Psychologie.

Wir geben gerne zu, daß die Arbeit von Bernfeld und Feitelberg viele bemerkenswerte Ansätze enthält, auch manches zur Klärung einiger psychoanalytischer Begriffe beiträgt und überhaupt sehr anregend wirkt; aber wir müssen betonen, daß durch sie nichts in Formeln Faßbares oder in Zahlen Ausdrückbares über die Libido bewiesen wurde.

Erwiderung auf Bálint und Csillag

Von

Siegfried Bernfeld und Sergei Feitelberg

Berlin

I) Die sehr interessante und eingehende Kritik, deren Bálint und Csillag unsere Arbeiten gewürdigt haben, schreibt uns eine Einstellung zu, die uns nicht geleitet hat und mit der wir unsere Arbeiten auch nicht gelesen wissen möchten. Wir haben nicht beabsichtigt, die „Möglichkeit einer Libidometrie zu beweisen", sondern unsere Aufgabe war: einige Hauptpunkte des sehr umfangreichen Problemkreises sorgfältig zu erwägen, um durch diese theoretische Klärung Voraussetzungen, also eine Arbeitshypothese, zu gewinnen, die durch experimentelle Forschung beweisbar oder widerlegbar wären. „Falls die in den voranstehenden Kapiteln gegebenen Erörterungen im wesentlichen richtig sind, dann scheint uns die Frage nach der Meßbarkeit der Libido grundsätzlich, d. h. theoretisch positiv beantwortbar" sagen wir z. B. auf Seite 61 und zählen die Hypothesen auf, die auf Verifizierung oder Widerlegung warten.[1] Sollte diese unsere Absicht, durch fruchtbare, verifizierbare Fragestellungen Experimentalforschungen vorzubereiten, nicht genügend deutlich geworden sein, so sei sie hier gerne noch einmal betont. Daß einige wichtige Begriffe, vor allem der des Systems Zelle und seiner Energien, nicht präziser gefaßt werden konnten, bedauern wir mit Bálint und Csillag. Bei unserer Grundeinstellung ist aber der Grad der Präzision unserer Begriffe abhängig von dem jeweils erreichten Niveau der physiologischen und der psychologischen Forschung. Logisch befriedigende Scheinpräzision ist weniger geeignet, den Ausgangspunkt für empirische Forschungen zu fixieren, als vorläufige Begriffe, die das einigermaßen gesicherte Material im groben vorordnen.

II) So haben wir uns auch keine unfruchtbare Mühe gegeben, Zentralnervensystem und Zentralapparat scharf zu sondern. Zentralapparat ist ein vorläufiger Begriff, von dem noch nicht entscheidbar ist, ob sich ihm das ganze Zentralnervensystem, und was sich ihm außer dem Zentralnervensystem noch einordnet. Mit unserer Formulierung, der Zentralapparat entspreche ungefähr dem Zentralnervensystem, dürfte eine im Kern nicht falsche Identifizierung getroffen sein. Daß ein Teil der hormonalen und anderer Regulationen dem Zentralapparat der Person zuzurechnen ist, findet sich auf Seite 19 ausführlich erörtert, und diese Ersetzung des ungenügenden Begriffes „psychische Energie" durch den topisch bestimmten der „personierten Energie" wird dort als Vorteil unseres Begriffes erwähnt. Ein sehr genaues Studium unserer Arbeit würde übrigens

1) Anmerkung während der Korrektur: Über eine experimentelle Bestätigung dieser Art berichtet; „Deformation, Unterschiedsschwelle und Reizarbeit bei Druckreizen", Archiv für die gesamte Psychologie, Bd. 83, 1931.

ergeben, daß wir trotzdem „Zentralapparat" und „Zentralnervensystem" nicht *promiscue* verwenden, sondern vom Zentralnervensystem als dem Zentralapparat sprechen, wenn wir die Wahrnehmung abhandeln, weil aller Wahrscheinlichkeit und allen gültigen physiologischen Hypothesen nach bei der Wahrnehmung das Zentralnervensystem die Funktion des Zentralapparates des Systems Person erfüllt.

III) Leider müssen wir uns bei diesem Punkt doch aufhalten, wenn Bálint und Csillag uns auch sehr tolerant einen argen Fehler in unserer Grundformel nachsehen wollen, so als ob diese prinzipielle Unzulänglichkeit gegenüber weiter folgenden Irrtümern nur eine *quantité négligeable* wäre. Eine reale mathematische Funktion enthält selbstverständlich nicht nur transzendente Beziehungen (Logarithmus, Sinus), sondern, vor allem wenn sie in der Naturwissenschaft angewandt werden soll, eine Anzahl von „voneinander unabhängigen Parametern und Variablen". Aber diese Variablen, die Bálint und Csillag in unserer, ihnen offenbar zu einfachen, Formel vermissen, werden gewöhnlich Konstanten genannt, wobei „konstant" keineswegs heißt: „immer gleich groß". So wird man z. B. die Temperatur eines Körpers als die Funktion der ihm zugeführten Wärmemenge Q formulieren können: $T = f(Q)$. Wobei die geeignete mathematische Funktion, deren Existenz durch diese Schreibweise angedeutet ist, im einfachsten Fall die Form haben wird: $T = T_1 + \frac{Q}{c}$, wobei T_1 die Ausgangstemperatur und c die spezifische Wärme des Körpers sind: die Konstante c ist aber nicht „konstant", sie ist von einer Reihe von inneren Vorgängen des Körpers, dem Wert seiner Entropie usw. abhängig. Die Einbeziehung dieser Konstanten geschieht nur nach Maßgabe der Kenntnis der empirischen Sachverhalte. Dabei ist es nun freilich bis zu einem gewissen Grade Konvention beziehungsweise Sache der theoretischen Deutung der Sachverhalte, welche Parameter man zu Variablen und welche man zu Konstanten erklären will. Sowie wir es in unserer Untersuchung mit empirischen Tatbeständen zu tun bekommen, z. B. in unseren Erörterungen über das Weber-Fechnersche Gesetz, erscheinen die von Bálint und Csillag vermißten mannigfaltigen Variablen etwa als Konstanten a, k, usw.

Wir unterscheiden Problem- und Grundformel. Die Problemformel beanstanden Bálint und Csillag und nennen sie Grundformel. Ihre Beanstandungen beziehen sich aber sachlich auf beide Formeln. Mit der Problemformel $E_p = f(E_c, E_R)$ wird nur behauptet, daß es eine solche mathematische Funktion gebe. Eine Aussage über die Art der Beziehung wird erst in unserer Grundformel gemacht: $dE_R = dE_p + dE_c$. Hier wäre es in der Tat möglich, uns einer nachlässigen Schreibweise zu beschuldigen, denn exakt hätten wir schreiben sollen:

$$dE_R = \left(\frac{\partial E_R}{\partial E_p}\right)_{E_C} dE_p + \left(\frac{\partial E_R}{\partial E_C}\right)_{E_p} dE_C$$

wobei der erste eingeklammerte Ausdruck die mathematisch formulierte reale Abhängigkeit der personierten Energie von der Reizenergie bei konstanter Zellenenergie und der zweite eingeklammerte Ausdruck dasselbe für die Zellen-

energie bei konstanter personierter Energie bedeutet. In unserer Diskussion des Weber-Fechnerschen Gesetzes versuchen wir $\left(\frac{\partial E_R}{\partial E_p}\right)_{E_C}$ näher zu bestimmen. Wenn wir bei unserer Publikation auf diese Schreibweise verzichtet haben, so geschah das aus der Erwägung, daß eine solche partielle Differentialgleichung den Lesern dieser Zeitschrift überflüssige Schwierigkeiten bereitet hätte, eine Erwägung, der wir um so beruhigter gefolgt sind, als dem mathematisch und physikalisch geschulten Leser ein Mißverständnis schwerlich unterlaufen dürfte.

Übrigens ist es selbstverständlich, daß aus dem Energiehaushalt des Körpers, unseres Systems E_C, nichts über E_p ausgesagt werden kann, es sei denn, die Formel sei gefunden, die die empirische Beziehung zwischen E_C und E_p ausdrückt, aber die Auffindung dieser Beziehung ist eben das Problem unserer Untersuchung.

IV) Bálint und Csillag versuchen aus den von uns angegebenen Werten die Größe des Faktors p zu bestimmen. Soll dieser Faktor p mit dem Luftdruck verglichen werden, so muß er auf eine Flächeneinheit bezogen werden. Bei Höber, dem wir unser Zahlenbeispiel entliehen haben, ist aber die Fläche nicht angegeben. Bálint und Csillag nehmen nun schlicht an, daß es sich um 1 cm^2 gehandelt habe. Es ist unerfindlich, wie Bálint und Csillag zu dieser Annahme gekommen sind, um so weniger, als man in der von Höber zitierten Originalarbeit Strattons leicht finden kann, daß es sich um eine Fläche von 12·6 mm^2 handelt. Demnach beträgt der Druck pro 1 cm^2 nicht 30, sondern 238 g, was nunmehr jedenfalls in der Größenordnung des Luftdrucks liegt. Eingehende Orientierung über die Größe des Druckes p an der Hand der vorhandenen Weber-Fechnerschen Untersuchungen und an eigenen Experimenten hat uns gezeigt, daß man die Hypothese wagen könnte, p mit dem Luftdruck zu identifizieren; da aber ungeklärte Tatsachen noch dagegenstehen, haben wir die Frage durch die Einschränkung „Luftdruck und Membranspannung" offen gelassen. Vor allen Dingen wollten wir uns nicht der Überlegung entziehen, daß der Faktor p auch durch zelluläre Vorgänge mitbestimmt sein könnte. Die Berechnung der Membranspannung aus dem osmotischen Druck, die Bálint und Csillag versuchen, ist unhaltbar. Der absolute Wert des osmotischen Druckes von Blut ist in diesem Zusammenhange völlig gleichgültig. Er beträgt 6·5 Atmosphären nur in dem Fall, daß die mit „Blut" gefüllte Zelle in destilliertem Wasser suspendiert wäre. Dieser Zustand ist im Körper nicht gegeben. Für die physiologischen Bedingungen innerhalb des lebenden Organismus käme höchstens die Differenz des osmotischen Druckes zwischen dem zellulären und interzellulären Plasma in Frage. Das Gewebe wird vom Blut durchströmt und ist von der Gewebsflüssigkeit, der Lymphe, umgeben. Danach wäre es vielleicht zu rechtfertigen, wenn man die Membranspannung aus der Differenz der osmotischen Drucke von Blut und Lymphe berechnen wollte. Die Salzkonzentration im Blut beträgt 6·4‰[1], für die Lymphe 7—8·7‰[2]. Zur Druck-

1) I. Müller im Lehrbuch der Physiologie des Menschen, herausgegeben von W. Trendelenburg und A. Lewy. Leipzig 1924. 4. Aufl.

2) K. Spiro, ebendort. S. 223.

berechnung kämen also nicht 6·4‰, wie Bálint und Csillag wollen, sondern die Differenz von 0·6—2·3‰ in Betracht. Also zirka 1/10—1/4 des Wertes, den Bálint und Csillag angeben. Diese Schwankungen entsprechen ungefähr den Werten von p, wie sie aus den Weber-Fechnerschen Untersuchungen berechnet werden können. Es wäre aber voreilig, ohne eingehende Untersuchungen sich hier auf eine bestimmte Anschauung festzulegen.

Was unsere Bemerkung über die Temperaturschwankungen betrifft, so ist zu sagen: Da das Weber-Fechnersche Gesetz nicht nur für die Warmblüter gilt, bei denen die Schwankungen der absoluten Körpertemperatur den Bruchteil eines Prozentes betragen, sondern auch für die Kaltblüter, deren physiologische Lebensbreite bis 40° beträgt, wo also die Schwankungen der absoluten Temperatur über 10% steigen können, und übrigens auch für Pflanzen, waren wir genötigt, einem möglichen Einwand zuvorzukommen. Die Rechnung von Bálint und Csillag ist übrigens aus physikalischen Erwägungen falsch, denn unsere Formel ist aus der Clapeyronschen Zustandsgleichung unter der Voraussetzung abgeleitet, daß die Temperatur konstant ist. Unser Ansatz

$$dA = R \nu T \frac{dp}{p}$$

gilt überhaupt nicht mehr streng bei Temperaturänderungen, so daß es keinen Sinn hat, an ihm die Größenordnung des Temperatureinflusses zu zeigen. Dadurch sind auch die Grenzen der Konsequenzen bestimmt, die aus ihm gezogen werden können. Mit unserer Anmerkung haben wir auf diese Grenzen ausdrücklich hingewiesen. Uns scheint Vollständigkeit in den Folgerungen weniger wichtig als die Angabe der wahrscheinlichen Gültigkeitsgrenzen einer Theorie beziehungsweise der Fehlerbreite der Beobachtungen.

V) Es ist richtig, daß die Wahrnehmung auch von Kapazitätskomponenten, z. B. der Menge des Reizmittels bei Geschmacksreizen, aber auch z. B. von der Fläche des Druckreizes usw. abhängt. Bekanntlich sind diese Tatsachen für die psychologische und physiologische Deutung des Weber-Fechnerschen Gesetzes auf der heute noch gültigen Ebene der Diskussion beträchtlich komplizierte Fragen. Daß wir auch diesen Faktor nicht vernachlässigt haben, ersieht man aus unserer Formel [5 b] (S. 33), wo die Größe von dQ auch von ν abhängig ist, das eine Maßzahl für die Menge des Reizstoffes darstellt.

Unsere Gleichung $dQ = AR\nu T \frac{dc}{c}$ verheimlicht nicht, daß die Größe von dQ verschiedene Werte hat, je nach der Größe von A, R, T, ν, aber vor allem gibt sie an, daß ein dQ nur dann existiert, wenn ein dc vorhanden ist. Mit anderen Worten, daß nur dann eine Änderung im Bewußtsein, eine Wahrnehmung, stattfindet, wenn die Intensität des Reizes sich ändert. Einen Beweis dafür bieten gerade die zwei Beispiele, die von Bálint und Csillag gegen diese unsere Anschauung mitgeteilt werden, denn unverändert andauernder Ton bei unveränderter Intensität des Tones (und der Aufmerksamkeit) wird bekanntlich nicht gehört. Beim Auge ist durch das Blinzeln die Intermittierung unvermeidlich; der Versuch, kontinuierlich, ohne Blinzeln, zu sehen, macht das Gesichtsfeld schwarz.

VI) Die groben Fehler, die Bálint und Csillag in unserem Ansatz zu „Libidoformeln" gefunden haben wollen, möchten wir hier nicht inhaltlich diskutieren; „Fehler" kann ja in dieser Frage leider nichts anderes bedeuten als „innerer Widerspruch". Dessen Aufdeckung erscheint uns ebenso wie dessen scharfsinnige Widerlegung nicht sehr fruchtbar, da beides lediglich formal ohne jede empirische Grundlage geschehen könnte. Wenn wir diese Formel abgeleitet und mitgeteilt haben, so geschah dies, unserer Grundeinstellung entsprechend, um eine Übersicht über jene Faktoren zu gewinnen, die in erster Linie empirisch studiert werden müssen, will man auf das Ziel der Messung der Libido vermittels von Bewußtseinsänderungen zuschreiten. Diesen Dienst tun unsere Formeln, vielleicht auch dann, wenn sie sich als falsch erweisen sollten. Sie mahnen erstens daran, daß der Kapazitätsfaktor unbedingt erfaßt sein will; daß das Studium des Intensitätsfaktors, der bisher allen praktischen und theoretischen Untersuchungen zum Thema der Meßbarkeit des Psychischen allein vor Augen schwebte, zu dem angestrebten Ziel nicht führen kann. Zweitens wirft unsere Lustformel und die Tatsache, daß sie ihrer Paradoxie nur durch das Eingehen auf die narzißtische und Objektlibido beraubt werden kann, nachdrücklich das Problem der Beziehung zwischen dem qualitativen und quantitativen Begriff von Libido auf. Wir sind die letzten, zu behaupten, daß unsere Erörterungen hierüber endgültig sind.

Wollte man den Vorwurf der groben Fehler inhaltlich widerlegen, so wäre darauf hinzuweisen, daß Bálint und Csillag übersehen haben, daß wir „die Irreversibilität der bedeutsamen (wahrscheinlich aller) Anteile der personierten Energie" als tatsächliche Basis unserer Auffassung postuliert haben; daß es sich ferner nur um die durch Bewußtseinsänderungen meßbaren libidinösen Vorgänge handelt.

VII) Hier stimmen wir mit Bálint und Csillag weitgehend überein. Tatsächlich besteht diese Unwissenheit über die Konstellation, Vorgeschichte usw. Unsere Libidoformel weist eben darauf durch den Faktor N hin, und unsere Bemühungen gehen gerade auf die Erkenntnis des historischen Faktors aus. Die Differenz zwischen den geehrten Kritikern und uns besteht in den Konsequenzen, die aus jener Unwissenheit zu ziehen sind. Bálint und Csillag erheben die Unwissenheit zur Einsicht, daß Libido und physikalische Energie scharf auseinander zu halten seien, wir sind dagegen von der fehlenden „sicheren Basis" der Psychologie beunruhigt und bemüht, was an uns liegen mag, zu tun, sie mitzuschaffen.

Schlußbemerkungen

Von
Michael Bálint und Paul Csillag
Budapest

In einem einzigen Punkte müssen wir Bernfeld und Feitelberg vollkommen recht geben. Dies betrifft die Versuchsreihe von Stratton. In dem zitierten Lehrbuche von Höber war nämlich weder angegeben, wie groß die belastete Fläche bei diesen Versuchen war, noch wo Stratton seine Ergebnisse publiziert hatte. Wir sind nicht Experimentalpsychologen vom Fach und so haben wir geglaubt, mit 1 cm^2 die Fläche eher zu klein als zu groß angenommen zu haben. Aus demselben Grunde konnten wir die Originalarbeit bis jetzt noch nicht auffinden. Wir müssen aber betonen, daß selbst dann, wenn wir unseren Irrtum richtigstellen und noch dazu alle anderen Korrekturen von Bernfeld und Feitelberg anbringen (die wir aber nicht als stichhaltig anerkennen können), noch eine Ungleichheit zwischen dem beobachteten und dem berechneten Drucke verbleibt, die etwa eine Zehnerpotenz beträgt.

In keinem anderen Punkte sehen wir uns durch die Erwiderung gezwungen, eine unserer Behauptungen zurückzuziehen oder auch nur zu modifizieren. Eine ausführliche Diskussion halten wir für unfruchtbar, da eine gemeinsame Basis mit Autoren schwerlich zu finden wäre, die Sätze wie die folgenden niederschreiben konnten. „Mit der Problemformel $E_P = f\,(E_C, E_R)$ wird nur behauptet, daß es eine solche mathematische Funktion gebe. Eine Aussage über die Art der Beziehung wird erst in unserer Grundformel gemacht: $dE_R = dE_P + dE_C$. Hier wäre es in der Tat möglich, uns einer nachlässigen Schreibweise zu beschuldigen, denn exakt hätten wir schreiben sollen:

$$dE_R = \left[\frac{\partial E_R}{\partial E_P}\right]_{E_C} \cdot dE_P + \left[\frac{\partial E_R}{\partial E_C}\right]_{E_P} \cdot dE_C\text{“}$$

(S. 415). Diese letzte imposante Gleichung, welche „den Lesern dieser Zeitschrift überflüssige Schwierigkeiten bereitet hätte“ (S. 416), besagt viel weniger als die einfache Differentialformel, welche sie in „exakter“ Schreibweise ersetzen soll. Sie ist nämlich nur eine Umschreibung der Problemformel. Nur in dem ganz speziellen Falle werden die beiden Differentialgleichungen identisch, wenn

$$\left[\frac{\partial E_R}{\partial E_P}\right]_{E_C} = 1 \text{ und zugleich } \left[\frac{\partial E_R}{\partial E_C}\right]_{E_P} = 1.$$

In diesem Falle wird selbstverständlich $E_R = E_P + E_C + konst.$ Es steigt aber dann die Frage auf, wozu so eine ganz einfache Behauptung unter soviel Mathematik zu begraben? Und weiter, wenn

$$\left[\frac{\partial E_R}{\partial E_P}\right]_{E_C}$$

schon durch die Grundformel als die Konstante 1 bestimmt wird, zu welchem Zwecke wollen dann Bernfeld und Feitelberg versuchen, diese Funktion noch „näher zu bestimmen" (S. 416)? Wir sind zwar der Meinung, daß es im allgemeinen nicht zweckdienlich ist, an der Ausdrucksweise der Gegner herumzukritteln, aber in diesem Falle mußten wir es dennoch tun; denn der mathematische Sprachgebrauch von Bernfeld und Feitelberg weicht in so hohem Maße von dem gemeinverständlichen ab, daß es zu viel Zeit und Papier kosten würde, bis wir so weit wären, die eigentliche Diskussion anfangen zu können.

Es könnten aus der Erwiderung noch einige Kuriosa solcher Art aufgezeigt werden; wir begnügen uns mit noch einem und überlassen die übrigen dem Urteil der Leser. Es soll nach Punkt 5 ein unverändert andauernder Ton nicht hörbar sein und eine unveränderte Beleuchtung ohne intermittierendes Blinzeln das Gesichtsfeld schwarz machen; wo doch die einfache Selbstbeobachtung zeigt, daß diese Behauptungen so allgemein ausgesprochen für nicht allzulange Zeiträume — etwa eine Minute — absolut falsch sind.

Bernfeld und Feitelberg glauben in ihrer Erwiderung sogar an mehreren Stellen die Absicht, die sie geleitet hat, vor unserer Kritik verteidigen zu müssen. Da wir die Absicht nicht kritisiert hatten, war dies überflüssig. Was wir auszusetzen hatten, war die Arbeitsweise der Autoren. Zwar meinen auch wir mit ihnen und vor allem mit Freud, daß der Grad der Präzision der Grundbegriffe „von dem jeweils erreichten Niveau der physiologischen und psychologischen Forschung abhängig ist", und auch wir halten diese Unexaktheit für eine induktive Forschungsmethode nicht nur für unschädlich, sondern direkt für nützlich. Will man aber mit der deduktiven mathematischen Methode arbeiten, so soll man — nach unserer Ansicht wenigstens — präzis arbeiten oder gar nicht. Mathematische und logische Fehler oder unsertwegen „innere Widersprüche" verursachen sicherlich keine „logisch befriedigende Scheinpräzision", aber auch kein allzu großes Vertrauen zu den Ergebnissen. Also nochmals gesagt: wir wollten nicht die Absicht, wohl aber diese Methode kritisieren.

REFERATE

Jaensch, Erich (und Mitarbeiter): Grundformen menschlichen Seins. Otto Elsner, Verlag. Berlin 1929.

Dieser Versuch einer empirischen Typologie unterscheidet sich von allen bisher bekannten dadurch, daß er sich in erster Linie auf das psychologische Experiment stützt. Jaensch baute die Wahrnehmungsversuche der Experimentalpsychologie aus, um eine Erscheinung zu studieren, die ihm zum Ausgangspunkt seiner Untersuchungen wurde: Das eidetische Phänomen.

Die Eigenschaft gewisser Menschen, Erinnerungen statt als bloße Vorstellungen bildhaft wahrzunehmen, also mit einer mehr oder weniger starken optisch-sensorischen Komponente, ist schon seit Jahren Gegenstand mannigfacher Untersuchungen der Marburger Psychologenschule. Dabei wurde festgestellt, daß diese „eidetische" Eigenschaft im Jugendalter überwiegt. Sie nimmt in der Schulzeit langsam ab und ist um das vierzehnte Lebensjahr besonders selten nachzuweisen In der Voll- und Nachpubertät (sechzehn bis neunzehn Jahre) erfährt sie eine starke Zunahme, um von da an bei den meisten Menschen verlorenzugehen und sich nur noch bei wenigen Individuen zu erhalten.

In einer Unzahl reich variierter Untersuchungen erweist das eidetische Phänomen seine Zuordnung zu einer Reihe von psychischen Reaktionsweisen. die alle erklärbar werden durch einen gewissen Grad von gegenseitiger Durchdringung der psychischen Funktionen, einen gewissen Grad von „Integration". Dem gegenüber sind andere Reaktionsformen bedingt durch ein gegen-einander-Abgegrenztsein der psychischen Funktionen, eine „Desintegration" derselben. Die Jaensch-Schule hält diesen Unterschied für grundlegend. Er bedeutet ihr das wesentliche Mittel, um die „Typen der personalen Einheit" zu charakterisieren. Der Grad und die Art der „Integration" beziehungsweise Desintegration bilden die Ausgangspunkte für ein typologisches System, das, wie Jaensch mit Recht bemerkt, vor allen andern Typologien den Vorteil eines offenen, natürlichen Systems hat. Die Feststellung bestimmter Formen der Funktionsdurchdringung, führt zur Herausstellung mehr oder weniger scharf unterschiedener Untergruppen. So wird ein Typus herausgearbeitet, bei dem sich am Vorstellen das Optische führend beteiligt, ein anderer, bei dem das Verständnis über die Motorik geht, bei dem also ein „motorisches Bild" entsteht. Eine große Bedeutung in diesem Zusammenhang kommt den Synästhesien zu. Sie kennzeichnen einen Typus,

bei dem durch eine eigenartige Verkoppelung mehrerer Sinnessphären die Wahrnehmungsreize in völlig irrationaler Weise verarbeitet werden.

Jaensch bringt seine Resultate in weitgesponnene Zusammenhänge, die oft das Material, auf das er sie gründet, zu überwuchern drohen. Für seine rassenpsychologischen und „klimatopsychologischen" Überlegungen beispielsweise ist das beigebrachte Belegmaterial zu beschränkt und mit zu ungleichwertigen Methoden gewonnen. Auch sonst erheben sich methodische Einwände. So zieht er fast ausschließlich Studenten und Intellektuelle zu den Versuchen an Erwachsenen heran, während seine in Volksschulen vorgenommenen Kinderuntersuchungen naturgemäß andere Kreise ergreifen. Untersuchungen an Kleinkindern, die besonders wichtig wären, fehlen gänzlich.

Der Haupteinwand aber, den der Psychoanalytiker gegen Jaensch machen muß, ist die vollständige Vernachlässigung des psychogenetischen Gesichtspunkts. Die Beziehung der einzelnen psychischen Schichten zueinander wird vollständig vernachlässigt. So macht Jaensch zwar die sehr richtige Beobachtung, daß die Frühpubertät eine Neigung zur „unorganischen Nichtintegration" mit sich bringt, d. h. zu einer Annahme von Lebensmaximen aus fremder Hand; daß das aber zur Abwehr der Sexualität geschieht, das muß einem Wissenschafter entgehen, der ausführlich über die psychischen Erscheinungen der Pubertätszeit schreibt, ohne auch nur einmal den Gedanken zu äußern, daß der konfliktreichste psychische Faktor, die Sexualität, in den Erscheinungen dieser Zeit eine ausschlaggebende Rolle spiele. Die Verkennung der Bedeutung der Sexualität und des Trieblebens überhaupt für das Wahrnehmungsproblem hindert Jaensch daran, die Wechselwirkung der höhern mit den niedern Schichten des Seelenlebens zu erfassen. Das hat zur Folge, daß das Untersuchungsmaterial, besonders soweit es sich um Erwachsene handelt, ungenügend gesichtet ist. Viele Äußerungen von Versuchspersonen, auf die der Verfasser sich stützt, tragen den Stempel neurotischer Charakterzüge.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Arbeiten von Jaensch in ungeahnt vielen Richtungen wesentliche Bereicherungen unseres Wissens von den Perzeptionserscheinungen und -verarbeitungen darstellen. Solange aber die grundlegende Tatsache einer im Individuum an der Auseinandersetzung mit der Außenwelt erfolgenden Triebentwicklung verkannt wird, mag zwar manche wichtige Entdeckung auf dem Gebiete der Wahrnehmungspsychologie gelingen; es wird aber nicht möglich sein, die „Grundformen menschlichen Seins" zu erfassen.

Bally (Berlin)

Strauß E.: Geschehnis und Erlebnis. Julius Springer Verlag, Berlin 1930.

Der Untertitel dieses Buches lautet: „Zugleich eine historiologische Deutung des psychischen Traumas und der Rentenneurose". Die Analyse des psychischen Traumas soll das Problem der Rentenneurose klären. Was ist es, was ein Erlebnis zum traumatischen macht? Wodurch bekommt das traumatische Erlebnis die Kraft, ein Leben zu verändern, eine Neurose zu entfesseln? Das Trauma

ist ein erschütterndes Erlebnis — so meint Strauß —, in dem eine allgemeine Bedeutung dem Erlebenden zum erstenmal aufgeht. Nicht etwa eine bestimmte Bedrohung, sondern die Bedrohtheit, Unsicherheit, Ungeschütztheit der menschlichen Existenz überhaupt. Für die Entstehung des erschütternden Erlebnisses genügt freilich nicht jedes beliebige Gewahrwerden der allgemeinen Bedeutungen. „Eine Erschütterung tritt nur dann ein, wenn in dem einmaligen Erlebnis allgemeine existentielle Bedeutungen sich zum erstenmal dem Blick darbieten, in die personale Welt einbrechen. Die Erschütterung hängt also von der historischen Modalität, von der Erstmaligkeit des Erlebten ab". (S. 22.) „Ein erschütterndes Erlebnis kann . . . nicht in jedem beliebigen Augenblick eines Lebenslaufes eintreten; ob es zustande kommt oder nicht, darüber entscheiden nicht allein die äußeren Umstände, sondern die Verfassung, in der sich die Welt des Erlebenden befindet. Und diese wieder ist von dem Vergangenen her schon bestimmt und festgelegt." (S. 26.)

Die nachdauernde Wirkung des psychischen Traumas erklärt Strauß dadurch, daß durch das traumatische Erlebnis die Erlebniswelt umgewandelt wird. „Was nach dem psychischen Trauma geschieht, hat ein anderes Gewicht, einen anderen Sinn, als es bei objektiv gleichen Gegebenheiten vor demselben gehabt hätte." (S. 26.)

Ähnlich wie das Trauma deutet Strauß die Phobien. „Die Phobien bleiben unverständlich, solange man nach einer naturalistischen Erklärung sucht. Sie werden verständlich, sobald man sich nicht mehr dagegen sperrt, ihren existentiellen Sinn zu verspüren." (S. 75.) Die Phobiker, die von Raumangst überwältigt werden, fürchten nicht die an einen bestimmten Ort gebundene konkrete Gefahr, sondern sie erliegen dem Eindruck der Bedrohtheit.

Die Analyse des Traumas und der Phobien hat für Straußens Theorien der Rentenneurose nur eine negative Bedeutung. Denn die Phobiker nehmen eine Sonderstellung unter den Rentenneurotikern ein. Ein weiteres Einteilungsprinzip ergibt sich daraus, ob nach Erledigung des Verfahrens die Symptome schwinden oder nicht. Jene Fälle, bei denen die Symptome nach Erledigung des Verfahrens schwinden, und zwar auch dann, wenn das Rentenbegehren abgelehnt wird, sind leicht zu verstehen. Schwieriger ist die Beurteilung jener Fälle, „die nach Zuerkennung einer Rente ihr Leben in einer oft grotesken neurotischen Selbstverstümmelung weiterführen." (S. 105.) Weizsäckers Auffassung der Rentenneurose als einer Rechtsneurose (siehe Referat über Weizsäckers Arbeit in dieser Zeitschrift, Bd. 16, Heft 1) will Strauß nicht gelten lassen. Er gibt zwar zu, daß es Ausnahmen gibt, Menschen, die „. . . aus der Daseinsform der proletarischen Existenz sich für die ganze Dauer ihres Lebens als Geschädigte, Entrechtete, Benachteiligte fühlen . . . (und) in einem fortwährenden Prozeß zur Gesellschaft stehen . . ." Nach der Ansicht von Strauß gilt nur auf solche Menschen, die aber bloß einen Teil der großen Schar der Rentenneurotiker ausmachen, die Weizsäckersche Interpretation. Mit Weizsäcker, und in diesem Punkt auch mit der Psychoanalyse, ist Strauß einig in der Verneinung der adäquaten Unfallskausalität. „Gerade vom analytischen Standpunkt aus kann der Unfallsvorgang nur durch eine produktive Bemächtigung und Ausgestaltung dem Erlebniszusammenhang eingeordnet werden." (S. 106.)

Die Rentenneurose kann man nur verstehen, das scheint Straußens Auffassung zu sein, wenn man das soziale Milieu berücksichtigt, aus dem sie erwächst. „Es bleibt zu . . . untersuchen, ob nicht die Sinnarmut der proletarischen Situation ihre Fortsetzung in der Sinnlosigkeit oder Unlogik des rentenneurotischen Begehrens und Kampfes findet.“ Er vergleicht die Rentenneurotiker mit dem Süchtigen, die Rentenneurose ist eine Sucht der Mittellosen. Wie die Süchtigen, so sucht auch der Rentenneurotiker, „. . . der Forderung der Selbstverwirklichung zu entgehen und im bloßen vegetativen Dasein zu versinken.“ In einer solchen „Umbiegung der ganzen Lebenslinie“ glaubt Strauß ein im tiefsten Grund krankhaftes, unverständliches Moment erblicken zu können, eine neurotische Haltung, die er Deformierung nennt.

Die empirischen Probleme der Unfallsneurose dienen bei Strauß fast nur zum Anlaß, um eine Reihe wichtiger Fragen der theoretischen Psychologie aufzurollen. Diese theoretischen Erörterungen führen stets zu polemischen Bemerkungen gegen die Psychoanalyse. Die Psychoanalyse, „die markanteste und systematisch geschlossenste unter den biologistischen Theorien“, ermöglicht Strauß, seine Kritik des Biologismus in der Psychologie zu entwickeln. Strauß wirft der biologischen Denkrichtung vor, daß sie, statt die reinen psychologischen Zusammenhänge herauszuarbeiten, „Zuflucht unter der Oberfläche der Biologie sucht.“ Dieser Vorwurf, gegen die Psychoanalyse gerichtet, gegen jene Lehre, die die Psychologie des Menschen mit den entscheidendsten Entdeckungen bereichert hat, könnte nicht an falscherer Stelle erhoben werden. Freilich glaubt die Psychoanalyse, daß die Erklärung der Neurosen Annahmen von funktionell-dynamischer und struktureller Art fordert, die in der Sprache der verstehenden Psychologie nicht mehr ausdrückbar sind. Durch diese Erweiterung der Probleme und Aufgaben kommt die, gewiß störende, Uneinheitlichkeit der Terminologie zustande, kommen manche Widersprüche der noch unfertigen Theorie. Dabei ist sehr aufschlußreich, zu verfolgen — Straußens Polemik gibt dazu Anlaß —, daß eine bloß theoretische Korrektur, wenn sie die empirischen Funde vernachlässigt, steril bleibt.

Strauß unterzieht Freuds Versuch, die Angst aus dem Geburtstrauma abzuleiten, einer eingehenden Kritik. Er bemüht sich nachzuweisen, daß die Angstentstehung nicht aus isolierten, an Intensität zunehmenden Empfindungen zu verstehen ist. Solche isolierte Empfindungen sind nur eine Abstraktion. Es handelt sich vielmehr um eine zeitlich geordnete und gerichtete Reihe, in der jede Empfindung nur als Glied einer Relation erscheint. „Nur insofern die Reihe der Empfindungen das Erlebnis der Überwältigung und Vernichtung entstehen läßt, heischen die anwachsenden Reizgrößen Erledigung.“ (S. 51.) Das ist zweifellos richtig, aber folgt daraus, daß die genetische Theorie der Angst falsch ist? Ich glaube nicht. Strauß selbst muß es zugeben, daß man nicht ernstlich bestreiten kann, „. . . daß frühere Erlebnisse den späteren das Gepräge geben können, daß Angst bei teilweiser Wiederkehr der Umstände, unter denen sie einmal heftig erweckt wurde, sich leicht wieder einstellt, auch wenn der letzte entscheidende Anlaß fehlt.“ (S. 52.) Was Strauß aber nicht berücksichtigt, ist die Freudsche Auffassung der Angst als Gefahrsignal und der Nachweis, daß diese Gefahr eine innere, eine Triebgefahr sein kann. Und gerade diese Ent-

deckung eröffnet neue Wege für das Verständnis und die therapeutische Beeinflussung der Angst.

Dieses Beispiel zeigt, daß Strauß trotz oft berechtigter Kritik der theoretischen Formulierung das Entscheidende nicht trifft, weil er die empirischen Funde der Psychoanalyse überhaupt nicht berücksichtigt.

Für Strauß' Kritik der Psychoanalyse sind letzten Endes nicht die abweichenden Auffassungen über Probleme der theoretischen Psychologie maßgebend, nicht einmal die Verschiedenheit der philosophischen Positionen, sondern weltanschauliche Differenzen. Und Weltanschauung liegt jenseits dessen, was im Rahmen eines Referates polemisch behandelt werden kann. Gerö (Berlin).

Kapp, Reginald O.: Comments on Bernfeld and Feitelberg's »The Principle of Entropy and the Death Instinct«. Internat. Journal of PsA. XII, 1.

Kapp kritisiert die von Bernfeld und Feitelberg versuchte Anwendung physikalischer Denkweisen auf die Psychologie überhaupt, besonders die Auffassung, in der Wirksamkeit des Todestriebes einen Spezialfall des zweiten Hauptsatzes der Thermodynamik zu sehen. Er führt breit aus, wie wesensverschieden die Gegenstände der physikalischen (beziehungsweise energetischen) und der psychologischen Forschung sind (welche Verschiedenheit aber doch nicht verbietet, nach einem dennoch vorhandenen gemeinsamen Moment zu suchen), bezweifelt, ob der „Energie"begriff der Psychoanalyse dasselbe bedeute wie in der Physik (gerade das wollten ja Bernfeld und Feitelberg prüfen), insbesondere ob die Quantität, über deren Anwachsen der Entropiesatz Aussagen macht, und die, die dem „Todestrieb" entspricht („Strukturbildung" o. dgl.) miteinander irgend etwas zu tun haben. Speziell richtet sich seine Kritik sodann gegen drei Behauptungen der Autoren: Erstens hält er die Annahme für unmöglich, daß die Lebewesen nur im Wachzustande dem Entropiesatz entsprechen, nicht aber im Schlafe; tatsächlich heißt es bei Bernfeld und Feitelberg: „Die Ausschaltung des Systems Person (Ruhezustand) schafft eine Energiesituation, die dem Entropiesatz entgegen ist"; die Autoren versuchen aber auch, dies durch die „Bedingungen des Systemduals", nämlich durch die „sozialen und psychologischen Bedingungen und Komplizierungen des natürlichen Geschehensablaufs" zu erklären. — Zweitens schreiben Bernfeld und Feitelberg bei der Wiedergabe von Gedankengängen Ehrenbergs, dem sie sich anschließen: „Das Leben besteht . . . im Verbrauch von Energieintensitäten zum Aufbau von Substanz, aus der keine Arbeit mehr gewonnen werden kann." Demgegenüber bemerkt Kapp, daß Kohle und Erdöl, von denen sehr wohl Arbeit gewonnen werden kann, aus von Organismen gebildeter „Struktur" entstehen. (Gemeint ist bei der zitierten Formulierung wohl: „aus der vom lebenden Organismus keine Arbeit mehr gewonnen werden kann"). Drittens kritisiert Kapp die Auffassung, daß die wesentliche Energiezufuhr des Zentralapparates durch die Sinnesorgane geschehe. Eine solche Auffassung wäre allerdings Unsinn, da auch für das Gehirn Nahrung und Atmung als Energiequellen wichtiger sind als Wahrnehmungen. Aber hier bleibt die Differenz von Bedeutung,

daß Kapp von der Energiezufuhr des „central apparatus“ spricht, Bernfeld und Feitelberg aber vom „System Person“, das „im Wachsein eine ständige Energiezufuhr z. B. durch die Wahrnehmung erfährt.“ Fenichel (Berlin).

Penrose, L. S.: Freud's Theory of Instincts and Other Psycho-Biological Theories. Internat. Journal of PsA. XII, 1.

Die Arbeit diskutiert in spekulativer Weise Probleme der Trieblehre, besonders das Verhältnis der Triebarten zu den „Prinzipien“ des seelischen Apparates (Nirwana-, Lust-, Realitätsprinzip). Sie untersucht besonders, was eigentlich unter „Konstanzprinzip“ zu verstehen ist. Dabei wird gegen die Arbeiten von Bernfeld und Feitelberg polemisiert, indem erstens der Nachweis für die Auffassung, im Konstanzprinzip eine Spezialform des Entropiesatzes zu erblicken, Penrose mißlungen erscheint, zweitens aber auch, indem er den Begriff des „Systemduals“ für abwegig hält, in dem das Verhältnis von Zentralapparat zu Körperzellen mit dem von Zellkern zu Zytoplasma ohne jede Berechtigung analogisiert werde. Sehr interessant scheint die Auffassung von Penrose, daß das, was Freud „freie Energie“ nenne, der physikalischen „potentiellen“ Energie, d. h. der aktuell keine Arbeit liefernden, entspreche, die Freudsche „gebundene“ Energie aber der physikalischen „kinetischen“. Penrose schlägt schließlich vor, zum Zwecke einer einheitlichen Auffassung der „Prinzipien“ und des Triebgeschehens den energetischen Gesichtspunkt mit dem historischen („Wiederholung“) zu verbinden und wieder bei den Fechnerschen Definitionen von Erregung, Reiz u. s. w. anzuknüpfen. Tut man dies, so verlieren die Begriffe „Nirwanaprinzip“ und „Todestrieb“ jegliche praktische Bedeutung, da es einen erregungslosen Zustand im Leben nicht gibt, und die Tendenz nur dahin gehen könne, die Wirkung der unvermeidlichen Reize möglichst schnell auszugleichen und die ständig vorhandene Erregung möglichst konstant zu erhalten: Lustprinzip. Fenichel (Berlin).

Kretschmer, Ernst: Geniale Menschen. Verlag Springer, Berlin 1929.

Kretschmers Buch ist aus Vorlesungen für vorwiegend geisteswissenschaftliche Hörer entstanden und wendet sich an ein breiteres Publikum als die psychiatrische Fachwelt. Es liegt ihm eine ziemlich lockere Definition des in so variablen Deutungen benutzten Geniebegriffs zugrunde. Er verzichtet ausdrücklich auf soziologische und wertende Gesichtspunkte, die doch wesenhaft mit der Geniefrage verknüpft sind, sondern beschränkt sich auf eine biologische Betrachtungsweise, deren Unzulänglichkeit einleuchtet, wenn K. definiert: „Genie ist, rein biologisch gesprochen, eine seltene und extreme Variantenbildung menschlicher Art“. Sicherlich erfaßt K. einen wesentlich konstitutionellen Faktor in dem Begabungsniveau, dessen Höhe eine gewisse Vorbedingung zur Genialität bildet. Was zur Begabung hinzutreten muß, um ihr den Rang der Genialität zu verleihen, nennt K. mit anderen Forschern auf dem Gebiet der Genielehre „das Dämonische“. Dieses schildert er als eine Auflockerung der Instinkte und Denkbahnen, die zur Bildung überraschender und neuer Denkverbindungen führt. Diese dämonische Labilität und Auflockerung der geistigen Struktur identifiziert

K. mit der psychopathischen Konstitution und berücksichtigt nicht die aus Konflikten erwachsenden, erlebnismässig bedingten Faktoren dieser komplexen Erscheinung. K. vernachlässigt ferner den fundamentalen Unterschied zwischen Genialität und Psychopathie, die er gemeinsam der Spießbürgerlichkeit gegenüberstellt. In dem Kampf des einzelnen mit der Gemeinschaft, in dem der nicht anpassungsfähige Psychopath scheitert, gelingt es dem Genialen, eine zunächst oft widerstrebende Welt in den faszinierenden Bann seiner Ideen zu zwingen durch die sachliche Leistung. K. nennt fast nur Dichter, Ausdruckskünstler, die psychopathische oder psychotische Züge aufweisen, weniger bildende Künstler, noch weniger Staatsmänner oder gar Forscher, deren Aufgaben mehr Realitätsbewältigung verlangen. Ein weniger vom Konstitutionsbegriff Befangener kann daraus vielleicht schließen, daß das Überwiegen subjektiver, affektiver Momente in der Kunst eine Affinität zur Neurose hat, während die Verknüpfung von Genialität im allgemeinen mit Psychopathie wohl doch nicht so unvermeidbar ist, wie K. annimmt. K. vermutet beim Genialen abnorme Triebanlagen als Wurzeln der abnormen Geistigkeit, er glaubt darin eine Übereinstimmung mit den Perversionstendenzen in der Psychopathie zu finden. K. paßt sich dem Sexualitätsbegriff der Psychoanalyse an und subsumiert darunter auch die vom Sexualziel abgelenkten sublimierten Formen der Triebhaftigkeit. Zu bedauern ist nur, daß sich K. bei dieser Gelegenheit nicht nachdrücklich auf die Psychoanalyse beruft. In seinem Buch „Körperbau und Charakter" hat K. noch die relative Unzulänglichkeit der Typenlehre gegenüber der Genialitätsforschung zugestanden, was er in dem vorliegenden Buch nicht mehr zugibt. Es fällt auf, daß in der Porträtsammlung im Anhang dieses Buches, das wohl manche Persönlichkeit von auffallender Typenreinheit enthält, allerdings in malerischer Auffassung, unter den pyknischen Dichtern fast nur Persönlichkeiten vertreten sind, denen man statt des Attributs der Genialität nur das der Originalität oder Begabtheit zuschreiben kann (Goethes Mutter, Liselotte von der Pfalz, Alexis, Auerbach, Kurz, Riehl, Rosegger, Seidel usw.) K. hat das Fehlen überragender Genialität bei typenreinen Pyknikern weder hervorgehoben noch erklärt. Da man in der Psychiatrie sehr viel mehr von schizoiden als von zykloiden Psychopathen spricht, liegt die Erklärung nahe, daß die syntone Temperamentsanlage des reinen Pyknikers eine Angepaßtheit an die Umwelt mit sich bringt, der der Impuls fehlt, sich im Sinne der Über- oder Minderwertigkeit von ihr abzuheben. In seinen Bestrebungen, die Genialitätsforschung erbbiologisch zu fundieren, stützt sich K. auf Reibmeyr, der in der „Entwicklungsgeschichte der Talente und Genies" die Anschauung vertritt, daß die Begabung durch Inzucht gesteigert werde, und daß die Genialität ihre erbbiologische Voraussetzung der Rassenkreuzung hochgezüchteter Stämme der Keimfeindschaft verdankt, die im Tier- und Pflanzenreich zur sogenannten luxurierenden Bastardierung führt.

Im zweiten Teil seines Buches bringt K. Lebensbilder genialer Einzelpersönlichkeiten. Die Frage der Typenlegierung, die durch die Rassenkreuzungstheorie nahegelegt war, verfolgt er z. B. bei Bismarck weiter, dessen innere Polarität sthenisch-asthenischer Gegenspannungen er als Folge elterlicher Keimfeindschaft

ansieht. In Goethes Lebensbild vernachlässigt K. ganz des Vaters schizoides Erbteil. In Anlehnung an die Pathographie von Moebius (streckenweise wörtlich wiederholt) arbeitet K. aus Goethes Leben eine etwas schematische zyklische Periodizität heraus, derzufolge regelmäßig sieben relativ unproduktive, gehemmte Jahre mit zwei Jahren erotischer und dichterischer Erregung alternieren sollen. Die späte dichterische Reifung C. F. Meyers im 40. Lebensjahr erklärt K. durch eine innersekretorisch bedingte Verzögerung der Pubertät, während es nach der Pathographie von Sadger möglich erscheint, daß eine allzu scharf gespannte Protesthaltung gegenüber der überängstlich-depressiven Mutter die Produktivität des Dichters bis nach dem Tod dieser Mutter hintangehalten hat. Den Arzt und Naturforscher Robert Mayer faßt K. als einen Hyperthymiker mit Phasen manisch-depressiver Erregung auf. Er benutzt bei der Darstellung die Pathographie von Jentsch, die aber viel vorsichtiger ist in der Beurteilung eines ursächlichen Zusammenhangs zwischen Mayers Psychose und der großen produktiven Leistung seines Lebens, der Entdeckung und Formulierung des mechanischen Wärmeäquivalents. Ähnlich sieht K. einen ursächlichen Zusammenhang zwischen Hölderlins Schaffen und seiner Schizophrenie, die sein Pathograph Wilhelm Lange entschieden bestreitet. K. hält es für möglich, daß eine beginnende Psychose, z. B. Nietzsches Paralyse, zunächst eine fermentative Wirkung auf die Produktivität ausüben könne durch Lockerung der Ichgrenzen, während die vollentwickelte Psychose die Produktivität unterbinde. In seiner pointierten Ausdrucksweise formuliert K.: „Etwa um das 25. Lebensjahr tritt beim Durchschnittsmenschen ein leichter Grad von dauernder Verblödung ein". Aus diesem Paradoxon muß man schließen, daß K. zwischen dem Affektüberschwang der Pubertät und dem akuten schizophrenen Schub einerseits und zwischen der sozialen Einordnung des Durchschnittsmenschen und der schizophrenen Versandung andrerseits nur einen graduellen Unterschied annimmt. Einen sehr ausgeprägten Typus schizoider Veranlagung sieht K. in Robespierre. Hier könnte man zweifeln, ob K. ihn mit Recht für einen Genialen hält, oder ob es sich nicht um einen Psychopathen handelt, der von den Wellen der Revolution auf den Gipfel einer Berühmtheit gehoben wurde, die aus der Situation der Masse zu verstehen ist, die in einer Zeit der Umwertung aller Werte an seinem starren Tugendideal eines konzessionslosen Fanatismus Halt suchte. Auch bei den Reformatoren Luther und Rousseau muß K. auf soziologische Wechselwirkungen von Genie und Masse hinweisen, die er ursprünglich aus seinen Betrachtungen ausschließen wollte. Aus der subjektiven Not, aus Schuldgefühlen, Zweifeln und Depressionen dieser Reformatoren erwuchsen überwertige Ideen, die in ihrer objektiven Gestaltung für ihre Zeit eine umfassend wirksame Wertigkeit enthielten.

K. hat in seinem Buch keine wesentlichen neuen und eigenen Gedanken gebracht, er hat Ideen aus dem Gebiet der Genialitätsforschung mit seiner Typenlehre in Einklang zu bringen versucht, nicht unbedingt überzeugend. Zwar verdankt der Leser dem Buch manche Anregung, aber der Glanz der Sprachkunst vermag nicht hinwegzutäuschen über den Abgrund, der zwischen unserem Fragen und unserem Wissen über die Entwicklung der Genialität besteht.

Vowinckel (Berlin).

Lange-Eichbaum, Wilhelm: Genie — Irrsinn und Ruhm. Ernst Reinhart Verlag, München 1928.

In einem außerordentlich materialbelasteten Werk versucht Lange-Eichbaum die Frage nach den Beziehungen zwischen Genie und Irrsinn, zwischen Geisteskrankheit und höchster geistiger Leistung zu lösen. Die knappe Formel seines Ergebnisses lautet: Irrsinn führt zu Ruhm, Ruhm zu Genie.

Die Vorarbeiten zu dieser Formel, die möglichst genaue Klarlegung und analytische Zergliederung der drei in Beziehung gesetzten Begriffe, zeichnen sich durch reichliche Literaturzitate und breiteste Durchführung aus. Lange-Eichbaum bezeichnet das Genie als Wertbringer; wer für möglichst Viele einen möglichst großen Genußwert aufstellt, hat am meisten Aussicht, Genie zu werden; denn man wird nicht als Genie geboren, sondern entwickelt sich im Urteil der Menschen dazu, wobei dieses Urteil im Laufe der Zeit großen Schwankungen unterworfen ist. Nicht etwas biologisch Gegebenes ist also das Genie, sondern ein „Relationsbegriff soziologischer Wertung." Daraus folgt weiter, daß nicht ein Genie verkannt sein oder berühmt werden kann, sondern daß der Berühmteste am ehesten zum Genie erklärt wird. Berühmt aber wird vor allem der „Irrsinnige", weil neben dem befremdenden psychischen Inhalten Mitleid und Grauen vor seinem Schicksal die Aufmerksamkeit der Menge besonders zu fesseln vermögen. So wird, gleiche Talentbegabung und damit gleiche „Genußgröße für den Verbraucher" vorausgesetzt, der „Irrsinnige" eher zum Genie als der Normale.

Der historische Urheber eines Wertes, auf Grund dessen er zum Genie wurde, ist mit dem Bild des Genies, das von seiner Gemeinde später verehrt wird, nicht identisch. „Genie" ist kein psychologischer, sondern ein religiös-soziologischer Wertbegriff. Zur psychologischen Erfassung des historischen Menschen, den seine Um- oder Nachwelt zum Genie macht, führt der Verfasser einen neuen Begriff ein: Das Bionegative. Bionegativ ist alles, was für Gesundheit und Erhaltung des Einzelnen oder der Art ungünstig ist. Es bedeutet aber nicht einen absoluten Unwert, da es als Ferment aller kulturellen Entwicklung eine große Rolle spielt. Oft führt gerade eine für den Träger bionegative Anlage zu den höchsten geistigen und künstlerischen Leistungen und bildet so positive Werte für die „Verbraucher".

Soweit sind die Gedanken des Verfassers geradlinig und klar durchgeführt, trotz der Unmenge des zitierten Stoffes und trotz seiner ermüdenden Eigenart, sich nicht die kleinste Anmerkung und persönliche Polemik zu versagen. Doch bei der Frage nach der engeren Beziehung zwischen schöpferischer Arbeit und psychopathischer Veranlagung verwirrt sich der Verfasser, da naturgemäß die pseudomathematischen Formeln, mit denen er Begriffe wie „Genie" und „Ruhm" in Beziehung zu setzen versucht, bei der Unterscheidung von Normal und Anormal, Krank und Gesund vollkommen versagen. Einerseits betont er immer wieder, daß „Irrsinn" nicht unerläßlich sei für das Genie. Andrerseits weist er nach, daß alle eigentlichen Genies, im Gegensatz zu einigen gesunden Hochtalenten, eben doch Psychopathen, Neurotiker usw. gewesen seien. Und am Ende setzt er „Künstler" (um den es sich ja im wesentlichen handelt) gleich „begabter Psychopath".

Doch wenn man auf eine saubere Stellungnahme zu dieser heikelsten Frage verzichtet, wird man in dem Buch eine Fülle wertvoller Einzelbeobachtungen finden über die Zusammenhänge von Begabung und Anerkennung, Leistung und geistiger Störung bei einzelnen Persönlichkeiten. Im Anhang stellt Lange-Eichbaum Auszüge aus allen schon bestehenden Pathographien berühmter Männer zusammen und ergänzt sie durch eigene Beobachtungen. Das reichhaltige Material ist an sich lesenswert. Doch verstärkt es durch die einseitige Berücksichtigung von Pathographien zuungunsten der Quellen natürlich den Eindruck, als wäre Feststellung und Benennung einer psychischen Anomalie bei außergewöhnlichen Leistungen schon eine Lösung der aufgeworfenen Fragen, während doch nur eine Etikette durch eine andere ersetzt wird.

Ein Beispiel: Wenn der Verfasser bei Jeanne d'Arc eine noch nicht diagnostizierbare Geisteskrankheit feststellt und sie so statt als „Heilige" als „Psychopathin" kennzeichnet, ist damit psychologisch nichts gewonnen für das Verständnis der Tatsache, daß sie, ihren Stimmen gehorchend, die Grundlagen des heutigen Frankreich geschaffen hat. Und die Tendenz, an Stelle besonderer Begabung „glückliche Zufälle" anzunehmen, bedeutet vollends den Verzicht auf psychologisches Denken. Bally (Berlin).

Wiedling, Hans: Die Wirklichkeit der Ethik. Nr. 4 der »Abhandlungen und Monographien zur Philosophie des Wirklichen«. Herausgegeben von E. R. Jaensch. J. A. Barth Verlag, Leipzig 1931.

Der Marburger Psychologe E. R. Jaensch hat für die Psychologie der Werte, ihre Bildung und ihre Wirkung eine anregende Anschauung geliefert: er unterscheidet zwischen „organischer" und „unorganischer" Wertbildung. In dieser Arbeit versucht einer seiner Schüler das wirkliche Wesen der Ethik aus der organischen Wertbildung abzuleiten und gegen die unorganische abzugrenzen. — So hübsch das Problem gestellt ist, so wenig befriedigt seine Verarbeitung. Die Darstellung leidet offensichtlich unter einem Mangel an Kenntnis wichtiger psychologischer, soziologischer und ethnologischer Ergebnisse. (Leider fehlt dem Buch das versprochene Literaturverzeichnis.) Der Autor strebt über alle psychologischen Fragen, die ihn in diesem Zusammenhange beschäftigen müßten, hinweg zu kulturrettenden Vorschlägen und wertkritischen Betrachtungen, die er auch auf die von ihm mit dem Sammelnamen „Hysterie" bezeichneten Neurosen ausdehnt. Die Kenntnis seiner Ergebnisse dürfte für unsere Forschung geringen Wert haben. Bally (Berlin).

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik, IV. Jahrgang, Heft 8—9, September 1930.

Alfhild Tamm erteilt Ratschläge zur Sexualpädagogik, denen man zum Teil voll beipflichten muß, die aber auch zum Teil den Eindruck der Inkonsequenz machen und sehr vieles von der alten bürgerlichen Moral diskussionslos gelten lassen. So heißt es, daß die Onanie im Säuglings-, Ödipus- und Pubertätsalter normal sei, und dennoch werden Ratschläge zur Bekämpfung der Onanie er-

teilt. Manche Ratschläge setzen auch durch ihre problemlose Apodiktik in Erstaunen. So heißt es: „Man soll ihnen nicht erlauben . . . dabei zu sein . . . wenn Erwachsene . . . sich nackt zeigen" oder „In Schulbädern und in Ferienkolonien . . . müssen die Kinder immer wieder überwacht werden". Weit mehr aber wird man in Erstaunen versetzt durch ein Nachwort, das die Redaktion an diese Ausführungen hängt. Da wird nämlich gegen Erektionen der Knaben oder sexuelles Verlangen der Mädchen (sind beides nicht normale Erscheinungen?) geraten, diese Erscheinungen „durch möglichst langes Anhalten des Atems in tiefer Inspiration" zu bekämpfen, „die momentane Erstickungsangst ist das psychische, die Aspiration des Blutes zur Lunge das physische Moment, welches wirkt". Es wird also geraten, sexuelles Triebverlangen durch das psychische Moment der Angsterregung zu bekämpfen, — etwas, was in einer psychoanalytischen Zeitschrift, von der offiziellsten Seite, nämlich der Redaktion, geäußert, sehr seltsam anmutet! Es geht weiter: „In vielen Fällen ist psychoanalytische Behandlung nötig". Wie? Wegen Erektion oder sexuellen Verlangens? Wie steht das dazu, daß diese Erscheinungen normal seien? — Und weiter: „Prinzipiell die psychoanalytische Erziehungshilfe nur in den Dienst der Triebfreiheit und nicht in den der Askese zu stellen, halten wir für ein unberechtigtes Eingreifen in die Frage der Erziehungsrichtung und Sittlichkeit". Aber die eben gegebenen Ratschläge scheinen mir einer solchen Neutralität zu widersprechen und die (übrigens keineswegs psychoanalytische) Erziehungshilfe nur in den Dienst der Askese zu stellen. — Vielleicht ist es mit dem Begriff der „psychoanalytischen Pädagogik" doch nicht so ganz einfach.

Sadger zeigt an praktischen Beispielen, wie sich Ödipushaltungen im Leben zeigen können, und daß psychische Konflikte sich aus der Tatsache, durch eine Amme genährt worden zu sein, ergeben können. Beides geschieht mit reichlicher Simplifizierung der Sachverhalte, wie etwa folgende Stichprobe zeigt: „Um ein Vollmann zu sein, muß man in der Regel Vater geworden sein. Dieser wird auch immer konservativ, selbst wenn er als Jüngling liberal, radikal, ja revolutionär gewesen ist".

Pipal erzählt in novellenartiger Form von einer homosexuellen Mädchenliebe, die auf die Verwandlung einer frühen heterosexuellen Liebe eines Mädchens in eine Identifizierung mit deren Objekt zurückging. — Baudouin berichtet von einem vierzehnjährigen Kleptomanen, dessen Diebstähle ihm unbewußt die ihm vorenthaltene Liebe bringen sollten.

„Warum Kinder von den Erwachsenen geneckt werden", untersucht Lewin. Im wesentlichen deshalb, weil sie sich nicht wehren können, weil sie wegen ihrer Schwäche geeignet sind, Übertragungsobjekt aller möglichen seelischen Regungen der Erwachsenen zu werden. In erster Hinsicht kommen feindselige, in zweiter Linie sexuelle Impulse der Erwachsenen in Betracht, die im Necken larviert ausgelebt werden. Sie können ursprünglich gegen einen anderen Erwachsenen, gegen ein anderes Kind aus der eigenen Kindheit, gegen die Eltern, aber am häufigsten gegen das eigene Ich gerichtet sein.

Eine Arbeit von Siegfried Kraus bringt interessante statistische Belege für die Tatsache, daß die sogenannte Verwahrlosung regelmäßig die bekannte sozial

traurige Anamnese der mißlichen Ehen der Eltern oder der Elternlosigkeit, des häufigen Milieuwechsels während der Kindheit, der Lieblosigkeit und der durch alle diese Umstände gesetzten Identifizierungsschwierigkeiten aufweisen. Er bringt außerdem eine terminologische Klärung des Begriffes „Verwaisung".

IV. Jahrgang, Heft 10, Oktober 1930.

Das Heft enthält keine Arbeiten, auf die die Aufmerksamkeit der Psychoanalytiker zu lenken besonders wichtig wäre. Der Vortrag, den Müller-Braunschweig auf der Dresdner Tagung über „Psychoanalyse uud Weltanschauung" gehalten hat, setzt auseinander, daß die Psychoanalyse, insofern sie zur Welt nicht wertend-tätig Stellung nimmt, keine Weltanschauung sei, auch nicht in ihrer Eigenschaft als Therapie, die ja den Patienten nicht zu einem Idealtypus umformen möchte; dagegen vermöge die Psychoanalyse aber wohl denjenigen, der sich ihr unterziehe, weltanschaulich zu beeinflussen und zu verändern. In bezug auf die Verwendbarkeit analytischer Einsichten für eine idealistische Weltanschauung kann Referent dem Autor allerdings nicht beipflichten.

Von Mary Chadwick erscheint ein Aufsatz über „Die Erziehung des Erziehers", der, obwohl er schon mehrere Jahre alt ist, nichts an Interesse eingebüßt hat. Er führt an Hand von praktischen Beispielen aus, wie vielfach die Tätigkeit des Erziehers durch sein eigenes Unbewußtes in ungünstigem Sinne beeinflußt werde. Ein genereller Weg zur Abhilfe kann sich aber naturgemäß nicht ergeben, da die Idee, alle Erzieher einer Psychoanalyse zu unterziehen, als phantastische Utopie erscheinen muß.

Margaret Bergmann-Faber berichtet über die kleineren Störungen der Entwicklung ihres nunmehr zehnjährigen Sohnes, die allmählich doch so zugenommen haben, daß ihr eine Analyse ratsam erscheint. Obwohl die Entwicklungsgeschichte sehr liebevoll aufgezeichnet ist, genügt sie nicht, um den Analytiker erkennen zu lassen, „was mit Dieter los" ist.

Aus dem Buche von Bernfeld „Trieb und Tradition im Jugendalter" wird ein Kapitel abgedruckt; das Buch wird in dieser Zeitschrift ausführlichere Besprechung finden.

Nelly Wolffheim bespricht eine „Kritik und Apologie" der psychoanalytischen Erziehung, die Edmund Fischer in der „Neuen Erziehung" veröffentlicht hat, und die trotz einiger Mißverständnisse im ganzen ein erfreuliches Verständnis zeigt und offenbart, wie weit und wie positiv die Psychoanalyse in manchen Erzieherkreisen schon Fuß gefaßt hat. Fenichel (Berlin)

Mitteilung der Redaktion

Dr. Sándor Radó, Schriftleiter der „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse" und der „Imago", wurde von der „New York Psychoanalytic Society" für die Dauer eines Jahres an das neu errichtete Psychoanalytische Institut nach New York berufen. Während seines New Yorker Aufenthaltes wird ihn in der Redaktion beider Zeitschriften Dr. Fenichel vertreten.

Es wird gebeten, bis auf weiteres alle für die genannten Zeitschriften bestimmten redaktionellen Zuschriften und Sendungen

von den europäischen Ländern aus an Dr. Otto Fenichel, Berlin W 50, Nürnberger Platz 6

von den überseeischen Ländern aus an Dr. Sándor Radó, 12 East 86th Street, New York City (U. S. A.), zu richten.

IMAGO, Band XVII (1931), Heft 3

(Ausgegeben im November 1931)

---

1) Die in der »Imago« veröffentlichten Beiträge werden mit Mark 50.— per sechzehnseitigem Druckbogen honoriert.

2) Die Autoren von Originalbeiträgen sowie von Mitteilungen im Umfange über zwei Druckseiten erhalten zwei Freiexemplare des betreffenden Heftes.

3) Die Kosten der Übersetzung von Beiträgen, die die Autoren nicht in deutscher Sprache zur Verfügung stellen, werden vom Verlag getragen; die Autoren solcher Beiträge erhalten kein Honorar.

4) Die Manuskripte sollen gut leserlich sein, möglichst in Schreibmaschinenschrift (nicht eng geschrieben). Es ist erwünscht, daß die Autoren eine Kopie ihres Manuskriptes behalten. Zeichnungen und Tabellen sollen auf das unbedingt notwendige Maß beschränkt sein. Die Zeichnungen sollen tadellos ausgeführt sein, damit die Vorlage selbst reproduziert werden kann.

5) Mehrkosten, die durch Autorkorrekturen, d. h. durch Textänderungen, Einschaltungen, Streichungen, Umstellungen während der Druckkorrektur verursacht werden, werden vom Autorenhonorar in Abzug gebracht.

6) Separata werden nur auf ausdrücklichen Wunsch und auf Kosten des Autors angefertigt. Die Kosten (einschließlich Porto der Zusendung der Separata) betragen für Beiträge

bis	8 Seiten	für	25 Exemplare	Mark	15.—,	für 50	Exemplare	Mark 20.—
von 9	„ 16	„	„ 25	„	„ 25.—,	„ 50	„	„ 35.—
„ 17	„ 24	„	„ 25	„	„ 35.—,	„ 50	„	„ 50.—
„ 25	„ 32	„	„ 25	„	„ 45.—,	„ 50	„	„ 65.—

Mehr als 50 Separata werden nicht angefertigt.

Alle diese Zeitschrift betreffenden redaktionellen Zuschriften und Sendungen bitte zu richten: von den europäischen Ländern aus: an Dr. Otto Fenichel, Berlin W 50, Nürnberger Platz 6, von den überseeischen Ländern aus: an Dr. Sándor Radó, 12 East 86th Street, New York City (U. S. A.); alle geschäftlichen Zuschriften und Sendungen an:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien I, Börsegasse 11

Eigentümer und Verleger: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Ges. m. b. H., Wien I, Börsegasse 11
Herausgeber: Prof. Dr. Sigm. Freud, Wien. — Verantwortl. für die Redaktion: Adolf Josef Storfer, Wien I, Börsegasse 11
Gedruckt bei Christoph Reisser's Söhne, Wien V, Arbeitergasse 1—7